P. o. germ.
914 uk

Meding

Unter dem weißen Adler.

Zweiter Band.

Unter dem weißen Adler.

Roman

von

Gregor Samarow.

Zweiter Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1892.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bayerische Staats-Bibliothek Muenchen

Neuntes Kapitel.

Kaiser und Kaiserin.

In der ersten Morgenfrühe des nächsten Tages schmückten sich die Häuser von Mohilew noch reicher mit Kränzen und Fahnen, überall wurden noch frische Blumen und Laubgewinde hinzugefügt, der Kies auf den Straßen wurde neu geharkt, und besonders kostbare Fahnen, welche man der Witterung nicht hatte aussetzen wollen, wurden jetzt erst auf Stangen aufgezogen oder aus den Fenstern gehängt. An den Thüren und Fenstern der Häuser drängten sich die Bewohner der Stadt zusammen, um den Einzug der Kaiserin zu sehen. Die Straßen selbst wurden durch einzelne Kosakenpikets frei gemacht, und nur unmittelbar neben den Häusern durften sich noch Zuschauer aufstellen, welche an den Fenstern keine Plätze mehr gefunden hatten.

Ein besonders reges Leben zeigte sich in allen den Häusern, welche von polnischen Großen bewohnt waren — je nach dem Range und Reichtum derselben wurden hier Pferde in größerer oder geringerer Zahl bereit

gehalten, und geschäftig eilten die Diener hin und her, denn alle wollten der Kaiserin entgegenreiten, um der Monarchin schon vor der Stadt ihre Huldigung darzubringen und sich ihrer Gunst zu vergewissern oder den Groll gegen die Fremdherrschaft in Polen um so sicherer unter der äußeren Ehrerbietung zu verbergen.

Das bewegteste Leben herrschte vor dem von dem Grafen Felix Potocky bewohnten Haus; über hundert reich geschirrte Pferde, welche während der Nacht zum größten Teil in Baracken draußen vor der Stadt untergebracht waren, wurden hier von Stallbedienten in buntfarbigen, goldschimmernden Livreen auf und ab geführt, Gruppen von kleinen Edelleuten standen in lebhafter Unterhaltung im Garten und auf dem Hof, und wenn der König von Polen selbst erschienen wäre, so hätte er kaum mehr Pracht und Glanz entfalten können.

In der Nähe der Wohnung des Grafen Potocky lag das Haus eines Kaufmanns, in welchem der Vizekronfeldherr der polnischen Regierung, Graf Stephan Sosnowsky, mit seiner Tochter abgestiegen war.

Auch hier sah man Pferde und Diener im Hof, aber in weit geringerer Zahl und in weit minderem Glanz, denn der Graf Sosnowsky war trotz seiner weit ausgedehnten Besitzungen in Lithauen in beschränkten Verhältnissen, seine Güter waren durch schlechte Bewirtschaftung ausgenützt und es war ihm nicht wie dem Grafen Potocky gelungen, sich immer wieder neue Hilfsquellen zu öffnen

und durch seine Popularität und seinen Einfluß seinen Kredit zu befestigen. Er strebte deshalb darnach, durch immer festere Anlehnung an den russischen Hof und die russischen Interessen sich eine neue Grundlage für seine zerrütteten Verhältnisse zu schaffen, und galt überall für ein willenlos gehorsames Werkzeug der russischen Politik, während Graf Potocky es verstanden hatte, trotz seiner vortrefflichen Beziehungen zu dem russischen Gesandten in Warschau sich den Ruf und das Ansehen eines unabhängigen polnischen Patrioten zu bewahren.

In einem Zimmer des ersten Stockwerks dieses Hauses waren mehrere Kammerfrauen beschäftigt, die letzte Hand an die Toilette der Gräfin Louise Sosnowska zu legen.

Die Tochter des Vizekronfeldherrn war achtzehn Jahre alt und von einer außergewöhnlichen Schönheit, die um so mehr auffallen mußte, als sie von dem sarmatischen Typus vollständig verschieden war.

Louise Sosnowska hatte goldblondes Haar und dunkelblaue Augen, ihr Gesicht erinnerte in seinen zarten Farben an die Nordländerinnen, und doch wieder schien es bisweilen, als ob das feurige polnische Blut durch das feine Gewebe der Adern hervorschimmerte, als ob ein verborgenes Feuer aus den träumerischen Blicken ihrer blauen Augen aufflammte, um sogleich wieder in die Tiefe ihres Herzens zurückzusinken.

Sie trug ein dunkelblaues Reitkleid, das die edlen und geschmeidigen Formen ihrer schlanken Gestalt auf

das vorteilhafteste hervortreten ließ; ihr goldschimmerndes Haar war bedeckt mit einer kleinen polnischen Mütze von dunkelblauem Sammet mit einer leichten Verbrämung von Hermelin, und eine der Kammerfrauen war beschäftigt, einen Gürtel von venetianischen Goldketten um ihre Taille zu legen.

Es konnte kaum eine kleidsamere Tracht für das schöne Mädchen gefunden werden, — hätte sie einen Blick in den großen Toilettenspiegel zu ihrer Seite geworfen, so hätte sie die Zuversicht gewinnen müssen, daß sie überall, wo sie sich zeigte, die Bewunderung der Männer und den Neid der Frauen erregen werde, und eine solche Zuversicht hätte wohl geeignet sein müssen, ihre Lippen lächeln und ihre schönen Augen freudig aufblitzen zu lassen.

Aber sie schien vollkommen gleichgiltig gegen das Werk ihrer Dienerin, ihre Augen waren zu Boden gesenkt und ihre frischen Lippen öffneten sich nur hin und wieder, um einen Seufzer aus ihrer Brust aufsteigen zu lassen. Ein trüber Schleier schien ihr bleiches Antlitz zu beschatten, und als sie endlich auf die Bitten ihrer Dienerin, das vollendete Toilettenwerk zu prüfen, einen Blick in den Spiegel warf, zuckte es wie schmerzliche Wehmut um ihre Lippen und ein feuchter Schimmer erschien wie ein leichter Tau auf zartem Blumenkelch an ihren Augenwimpern. Sie wendete sich ab, die hervorquellenden Thränen zu verbergen.

Da trat ihr Vater in das Zimmer.

Er trug über der großen Hofuniform von französischem Schnitt mit bis zu den Knieen heraufreichenden Reitstiefeln Band und Stern des weißen Adlerordens, den Hut mit eingelegter Feder auf dem Kopf.

„Bist Du fertig?“ rief er ungeduldig, während die Kammerfrauen sich bei seinem Eintritt entfernten, „es wird bald Zeit sein zur Einholung der Kaiserin aufzubrechen — schon ist der Fürst Besborodko angefahren, um die letzten Anordnungen im Jantschinschen Palais zu treffen — jeden Augenblick kann der Kanonenschuß ertönen, der das Zeichen geben soll, wenn die Kaiserin von Ozklow, dem nächsten Dorfe, ausfährt.“

Man hörte Pferdegetrappel auf der Straße.

Sosnowsky trat ans Fenster.

„Sieh da,“ rief er, „dort reitet schon die Rittergarde ein, um den Dienst im Schlosse zu übernehmen; die Kaiserin wird nun nicht lange mehr auf sich warten lassen.“

In der That ritt unten auf der Straße die aus lauter Edelleuten gebildete Compagnie der Rittergarde der Kaiserin, welche ausschließlich zum Dienst in den kaiserlichen Palästen bestimmt war, vorüber.

Es waren lauter außerordentlich schöne junge Männer, in blauen Uniformen mit roten Aufschlägen und so reicher Silberstickerei auf allen Nähten, daß man kaum die Farbe des Tuches unterscheiden konnte; sie trugen dazu silberne Helme mit dem kaiserlichen Doppeladler und ritten sämtlich schwarze Pferde der edelsten Rasse ohne alle Abzeichen.

Es war in der That ein wunderbar schöner Anblick, die berühmten Musketiere der Könige von Frankreich wären von dieser persönlichen Leibgarde der russischen Selbstherrscherin in den Schatten gestellt worden.

Die glänzende Reiterschar wäre gewiß für die meisten jungen Mädchen ein außerordentlich anziehendes Schauspiel gewesen.

Louise Sosnowska, die ihr Vater an das Fenster gezogen, wendete sich gleichgiltig ab und sagte:

„Du siehst, mein Vater, daß ich, Deinem Befehl gehorsam, mich angekleidet habe, um der Kaiserin entgegenzureiten, aber noch einmal bitte ich Dich, wenn Du jemals Deine Tochter geliebt hast, erlaß es mir, öffentlich vor dem Hof zu erscheinen, ich bin nicht in der Stimmung dazu, bei Gott, ich bin es nicht!“

„Nicht in der Stimmung?“ rief Sosnowsky, indem sein bleiches, welkes Gesicht sich zornig rötete. „Glaubst Du, daß ich in ernsten Dingen auf die sogenannte Stimmung eines thörichten und eigensinnigen Kindes Rücksicht nehmen werde, das sich endlich daran wird gewöhnen müssen, das Leben ernst zu nehmen und an die Pflichten zu denken, die unser Name jedem Mitgliede unserer Familie auflegt!“

„Thöricht mag ich sein, mein Vater,“ erwiderte Louise mit stärker thränenden Augen, „wenn es thöricht ist, der Empfindung des Herzens, welche Gott uns eingibt, zu folgen, aber eigensinnig bin ich nicht, das weißt Du wohl;

habe ich mich nicht gehorsam Deinem Befehl unterworfen, habe ich dem Gehorsam gegen Deinen Willen nicht meine Liebe geopfert?"

„Das war Deine Pflicht!" rief Sosnowsky heftig. „Was willst Du aus der Liebe zu einem kleinen Edelmann machen, der nichts ist und nichts hat? Die Jugend hat das Recht, daß man ihre Verirrungen verzeiht, wenn sie dieselben erkennt und von ihnen zurückkommt."

„Meine Liebe war keine Verirrung, mein Vater," sagte Louise stolz und fest, „es gibt niemand, der ihrer würdiger wäre als Thaddäus Kosczíusko! Ich habe sie begraben, um Dir zu gehorchen, aber vergessen kann ich sie nicht."

Sosnowsky zuckte die Achseln und blickte der Rittergarde nach, deren letzte Reiter eben unter den Fenstern vorbeigezogen waren.

„Und weil ich meine Liebe nicht vergessen kann," sagte Louise, „darum bitte ich Dich, mein Vater, laß mich fern bleiben dem Treiben der Welt, mit dem ich nichts gemein habe, daß ich in der Stille mich vorbereiten kann für den Dienst des Himmels!"

„Dem Himmel mögen diejenigen dienen," sagte Sosnowsky hart und streng, „die auf Erden keine Pflichten mehr haben, Du aber hast noch die Pflicht, Deinem Hause zu dienen und mein Blut auf die Nachwelt zu vererben, da mir der Himmel einen Sohn versagt."

Louise schauderte.

„Niemals, mein Vater, niemals!“ rief sie, „Du weißt, daß Thaddäus Kosciusko meine Liebe gehört bis zum Grabe und über das Grab hinaus.“

„Ich will von solchen Tollheiten nichts mehr hören!“ rief Sosnowsky; „das wäre wohl etwas für diesen kleinen Kosciusko, die Tochter des Vizekronfeldherrn! Ich verbiete Dir, weiter von diesen Thorheiten zu sprechen; meine Tochter sollte wohl stolz genug sein, um ihr Herz und ihre Hand höher zu schätzen!“

„So wäre es wahr, mein Vater,“ fragte Louise ängstlich, „was ich um mich habe flüstern hören von meinen Frauen, so wäre es wahr, daß Du daran dächtest, mir einen Gemahl zu suchen an dem Hof der Kaiserin Katharina, der Feindin, welche unser Vaterland in unwürdiger Knechtschaft hält?“

Sosnowsky blickte erschrocken umher, als fürchtete er, daß irgend ein Lauscher die Worte seiner Tochter vernehmen könne.

„Meine Pflicht ist es,“ sagte er, nahe zu seiner Tochter herantretend, „für Deine Zukunft zu sorgen und unserem Hause eine Verbindung zu sichern, welche der Geschichte unserer Vergangenheit würdig ist — diese Pflicht habe ich erfüllt, undankbares, thörichtes Kind; ja, ich habe daran gedacht, Dir einen Gemahl zu suchen am Hofe derjenigen, die heute schon unsere Gebieterin ist und künftig die Herrin Polens sein wird, und das Glück ist mir günstiger gewesen, als ich es zu hoffen gewagt. Die Kaiserin selbst ist gnädig

genug gewesen, sich mit Deiner Zukunft zu beschäftigen, sie hat den Gedanken gefaßt, Dich mit dem Grafen Bobrinsky zu verheiraten."

„Bobrinsky," rief Louise, indem sie totenbleich die Hand auf ihr Herz drückte, „ich habe ihn nie gesehen, nie seinen Namen gehört."

„Sein Name," sagte Sosnowsky, „klingt über die Ersten in Rußland hin, wer er ist, das weiß jedermann, aber jedermann flüstert es leise und beugt sich tief vor ihm, da über seinem Haupt der blendende Glanz der kaiserlichen Krone strahlt."

Louise sah ihren Vater einen Augenblick starr an, sie schien seine Worte nicht zu verstehen.

Endlich zuckte sie zusammen und rief:

„O, mein Gott, ja, ich erinnere mich, ich habe jenen Namen gehört, Bobrinsky — ja, ja — man sagt, er sei der Sohn —"

Hocherrötend ließ sie das Haupt auf die Brust sinken, ihre Stimme erstarb in einem schweren Seufzer.

„Die Kaiserin liebt ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit," sagte Sosnowsky, „und wird diese Zärtlichkeit auch auf seine Gemahlin ausdehnen. Kannst Du das Glück fassen, die Stelle der Tochter im Herzen der großen Kaiserin einzunehmen? Und wenn einst auf Katharinas Haupt die Krone Polens ihren ehrenvollen Platz wird gefunden haben, dann wird der Gemahl meiner Tochter der Würdigste und Berufenste sein, um als Vizekönig in Warschau zu

herrschen. Eine solche Zukunft habe ich für Dich vorbereitet. Du siehst, daß ich väterlich und treu für Dich gesorgt habe, während Du in kindischem Trotz meine Liebe verkennst."

Er legte seinen Arm um ihre Schultern und zog sie an seine Brust.

Louise aber machte sich rasch los und rief mit flammenden Blicken:

„Und für solche Sorge, mein Vater, soll ich Dir danken? In einer solchen Zukunft magst Du die Ehre unseres Namens suchen? Einen Mann, der seine Mutter nicht nennen kann, ohne zu erröten, wenn er nicht alle Scham verloren hat, wie sie selbst, magst Du höher schätzen als den polnischen Edelmann, in dessen Adern das reine Blut würdiger Ahnen fließt? Deiner Tochter magst Du zumuten, an der Seite jenes Mannes im Namen der Fremden über das geknechtete Vaterland zu herrschen! Nein, mein Vater, solche Sorge danke ich Dir nicht, einer solchen Zukunft würde ich den Tod vorziehen!"

Sosnowskys Augen sprühten drohende Blitze, sein Gesicht verzerrte sich vor Zorn.

„Treibe den Trotz nicht zu weit, Verwegene," sagte er knirschend, „oder ich werde Dich meine Macht fühlen lassen! Willst Du Deinem Vater den Gehorsam verweigern, Deinem Vater und der Kaiserin, vor der alles sich beugt?"

„Ich werde Dir gehorchen bis an die Grenzen des

Möglichen," erwiderte Louise totenbleich, „aber ich werde niemals meine Ehre verkaufen lassen, und mag die Kaiserin Macht haben, mich vor den Altar zu schleppen, so werde ich im Angesicht Gottes Einspruch erheben!"

„Das wirst Du nicht," rief Sosnowsky, indem er in wild auflodernden Zorn ihren Arm faßte, „das wirst Du nicht, oder die Mächte der Finsternis werden heraufsteigen, um an dem entarteten Kinde den Fluch des Vaters zu vollstrecken."

„Halt ein, halt ein," rief Louise, „im Namen meiner Mutter beschwöre ich Dich!"

Ein Kanonenschuß donnerte vom Thore der Stadt her, so daß die Fenster erklirrten.

Mit leisem Wehruf sank Louise auf einen Sessel nieder.

„Die Kaiserin kommt!" rief Sosnowsky.

Die Kammerfrauen traten wieder ein.

Laute Stimmen klangen von unten herauf, das Zeichen hatte ganz Mohilew in Bewegung gesetzt.

„Die Pferde vor!" rief Sosnowsky heftig.

„Komm mit!" befahl er, Louisens Hand mit eisernem Griff erfassend, „und," fügte er leise mit schneidendem Ton hinzu, „fort mit diesen albernen Thränen; die Kaiserin liebt heitere Gesichter, und ich will nicht, daß meine Tochter ihr Mißfallen erregt!"

Er zog Louise mit sich fort.

Das zitternde Mädchen wagte nicht zu widerstehen, sie bestieg den für sie vorgeführten weißen Zelter, der in

Uebereinstimmung mit ihrem Anzug in blauen Sammet mit Gold geschirrt war, und ritt an der Seite ihres Vaters, von den kleinen Edelleuten und Dienern seines Hauses gefolgt, auf der Straße hinaus, welche am Ufer des Dnieper hin nach dem Dorfe Ozklow führte.

Auf dieser Straße entwickelte sich inzwischen bereits ein bewegtes Leben — Kosaken ritten an der Seite des erheblich verbreiterten und glatt geebneten Weges auf und nieder, um das von den Wiesen und Feldern herandrängende Volk zurückzuhalten, wobei wie überall, wo Katharina persönlich erschien, eine freundliche Rücksicht beobachtet wurde, die sonst den Organen der russischen Autoritäten nicht eigentümlich war.

Auf der Straße selbst zogen dicht gedrängt die polnischen Edelleute heraus alle in so prächtigem Aufzug, als sie es irgend vermochten, voran unter ihnen der Graf Felix Potocky auf einem prachtvollen isabellfarbenen Pferde, dessen Mähne weithin im Winde wehte und dessen Schweif fast bis zur Erde herabreichte; Zaum und Sattelzeug funkelten von Edelsteinen. Der Graf selbst trug die polnische Uniform seiner Charge vom Schnitt der Nationaltracht, blau mit Scharlach und gold, die polnische Mütze mit hohem Reiherbusch und strahlender Diamantagraffe auf dem Kopf; den überreich mit Diamanten geschmückten Säbel an der Seite, das Band und den Stern des weißen Adlerordens auf der Brust.

Er sah prachtvoll aus in der polnischen Nationaltracht,

die er wohlbedacht angelegt hatte, denn der Kaiserin mußte es schmeicheln, gerade die polnischen Großen als Vertreter ihrer Nation zu ihrer Begrüßung hier versammelt zu sehen. Bei den Polen aber wurde ihm das Erscheinen in der Nationaltracht vor der russischen Kaiserin gerade wieder als ein Beweis seiner patriotischen Unabhängigkeit hoch angerechnet und überall, wo er erschien, begrüßten ihn lebhafte Zurufe, während der Vizekronfeldherr Sosnowsky in der französischen Tracht als ein serviler Höfling der russischen Macht angesehen wurde und überall nur eine kalte Begrüßung fand.

Um so mehr sympathische Bewunderung aber erregte seine Tochter, man konnte in der That kaum eine schönere Erscheinung sehen als Louise in ihrem dunkelblauen Reitkleid auf dem feurigen weißen Pferde.

Der Ritt in der frischen Morgenluft gab ihrem Gesicht die Farbe wieder und die mächtige Erregung, welche sie bewegte, ließ ihre Augen in fast fieberhaftem Glanz strahlen, so daß überall ihr eine unwillkürliche Huldigung entgegenklang.

Graf Potocky grüßte den Vizekronfeldherrn, als er an ihm vorüberritt artig, er verbeugte sich vor Louise bis auf den Sattelknopf, aber er hielt bei dem kurzen Gruß den Galopp seines Pferdes nicht an und sprengte schnell vorwärts, wobei sein zahlreiches Gefolge, das sich wie ein glänzender Pfauenschweif hinter ihm ausbreitete, fast die ganze Straße einnahm und Sosnowskys Zug seitwärts

drängte, so daß dieser halblaut einen grimmigen Fluch ausstieß.

Er versuchte es, wieder vorzureiten, aber es war unmöglich, durch Potockys Gefolge durchzudringen, und so mußte er sich denn bequemen, zurückzubleiben.

Graf Ignaz Potocky erschien in einfacher polnischer Tracht mit dem Bande des Stanislausordens. Er war begleitet von Hugues Kolontay und Zajonczek und nur von wenigen Dienern gefolgt; aber trotz dieser Einfachheit fiel seine vornehme Erscheinung auf und er wurde ebenso wie sein Bruder überall mit sympathischen Zurufen begrüßt.

Hinter ihm sprengte auf schnaubendem, schwarzem, reich mit Purpur und Gold geschirrtem Pferde die Gräfin Branicka heran, die Tochter des verstorbenen Großhetmans von Polen, der sich nach Augusts III. Tode um die Krone beworben hatte, aber durch den Einfluß der russischen Macht zurückgedrängt worden war und Stanislaus Poniatowsky, dem Bruder seiner Gemahlin, hatte weichen müssen.

Die Gräfin Helena Branicka war damals fast dreißig Jahre alt und von wunderbarer Schönheit; sie hatte noch die volle Frische und Geschmeidigkeit der ersten Jugend bewahrt, während üppige Glut aus ihren dunklen, blitzenden Augen flammte und ihre vollen, hochmütig aufgeworfenen Lippen schwellte.

Sie glich einer Königin in ihrem purpurnen Reitkleide

mit reichem Hermelinbesatz. Wie sie mit sicherer Hand ihr schäumendes Roß lenkte, hätte man sie für eine Fürstin aus der Zeit der Jagellonen halten können, so sehr zeigte ihre ganze Erscheinung den sarmatischen Typus in seiner edelsten Bildung.

Die Gräfin hatte jede Bewerbung abgewiesen, sei es, daß sie niemand ihrer Wahl für würdig erachtete oder daß sie eine geheime Leidenschaft im Herzen trug, wie man sich hier und dort zuflüsterte.

Sie lebte in königlicher Pracht auf ihrem Schlosse zu Bialystock und erschien niemals am Hofe zu Warschau, sie zeigte bei jeder Gelegenheit offen und ohne Rückhalt ihre Abneigung und Verachtung für den König Stanislaus August, der durch fremden Einfluß ihrem Vater die Krone entzogen hatte und sie galt bei den polnischen Patrioten für eine Feindin Rußlands, obgleich sie sich von allen politischen Dingen vorsichtig zurückhielt und niemals etwas that, das einem Verdacht gegen sie hätte Grund geben können. Und so war sie denn auch hier auf den vom Fürsten Repnin ihr ausgesprochenen Wunsch erschienen, um die Kaiserin zu begrüßen.

Auch sie wurde überall von freudigen Zurufen empfangen, welche ebensowohl der berückend schönen Frau, als der Tochter des Großhetmans galten, dessen Andenken überall noch in hohen Ehren stand.

Als sie Ignaz Potocky vor sich erblickte, färbten sich ihre Wangen einen Augenblick mit höherem Rot, ihre

Augen flammten noch heller auf, sie berührte leicht ihr Pferd mit der zierlichen Gerte und sprengte an die Seite des Grafen.

„Seien Sie mir gegrüßt, Graf Ignazy," rief sie, dem Grafen ihre Hand herüberreichend; „eigentlich sollte ich Ihnen böse sein, recht böse, Sie sind gestern schon angekommen und haben mich nicht aufgesucht."

„Ich bitte um Verzeihung, Gräfin," sagte Potocky, „ich war von der Reise ermüdet und hatte notwendige Briefe zu schreiben, auch erfuhr ich erst heute, daß Sie hier seien, ich habe gestern nach niemand gefragt."

Sie sah ihn einen Augenblick durchdringend an. Es zuckte wie finstere Drohung um ihre zusammengezogenen Augenbrauen. Dann aber rief sie wieder in heiterem Ton, indem sie lächelnd mit ihrer Reitgerte drohte:

„Schlimm genug, daß Sie nicht nach mir gefragt haben! Sie hätten wohl ein wenig neugierig sein können, ob eine alte Freundin von Ihnen hier sei; vielleicht ist es thöricht von mir, daß ich mich noch als solche ansehe, aber mein Vater rechnete Sie ja, trotz des Unterschiedes der Jahre, zu seinen Freunden, und da kann ich mich nicht von dem Gedanken losmachen, daß Sie auch der meinige sein müssen."

„Ich bin es, Gräfin," sagte Potocky herzlich, „und wenn Sie jemals eines Freundschaftsdienstes bedürfen, so wissen Sie wohl, daß Sie über mich verfügen können."

„Man muß seine Freunde nicht auf die Probe stellen,"

erwiderte sie lachend, aber doch mit einem gewissen Klang von Bitterkeit, „wenn man seine Illusionen nicht zerstören will, namentlich dann, wenn sie so wenig Erinnerung für vergangene Zeiten zeigen; es ist eine Ewigkeit, daß ich Sie nicht in Bialystock gesehen habe.“

„Ich war auf Reisen, Gräfin,“ erwiderte Potocky, „ich bin erst vor wenig Tagen zurückgekehrt und hatte mir bereits vorgenommen, Ihnen meinen Besuch zu machen.“

„Wieder auf Reisen!“ sagte sie unmutig. „Wollen Sie denn noch immer nicht dieses Leben des Zugvogels aufgeben, wollen Sie sich der Heimat ganz entfremden? Jahrelang sind Sie abwesend gewesen, nachdem mein Vater gestorben war, und wenn ich in jener Zeit wirklich eines Freundes bedurft hätte, so würde ich mich vergeblich nach Ihnen umgesehen haben — und nun, da Sie wieder zurückgekommen sind und zweimal nur kurze Zeit in Bialystock waren, das Sie früher doch als Ihre Heimat ansahen, beginnen Sie schon wieder Ihr unstätes Leben! Fast könnte man glauben,“ sagte sie lächelnd, aber mit einem fast feindlich drohenden Blick, „daß Ihr Herz Sie in die Fremde zöge.“

Potocky blickte auf seinen Sattelknopf nieder und schwieg einen Augenblick.

„Mein Herz,“ sagte er dann mit einer gewissen Befangenheit, „gehört meinem Vaterlande auch in der Ferne; wenn man aber einmal den Reiz der weiten Reisen gekostet hat, wenn man einmal gewöhnt ist, immer neue

Eindrücke in sich aufzunehmen und das Menschenleben in seinen verschiedenen Gestalten zu durchforschen, so wird es schwer, einer solchen Gewohnheit zu entsagen. Doch habe ich mir jetzt vorgenommen, wieder in der Heimat feste Wurzel zu fassen und unter meinen Freunden zu leben, die," fügte er hinzu, „so liebenswürdig gewesen sind, meine Abwesenheit zu bemerken."

Die Gräfin schien durch diese im Ton eines leichten Kompliments gesprochenen Worte verletzt, ihre Hand zuckte, so daß ihr Pferd eine heftige Bewegung machte, und ihre Lippen preßten sich fest aufeinander.

„Sie sind wohl," sagte sie dann spöttisch, „deshalb nur zurückgekehrt, um Ihrer Majestät der großmächtigen Selbstherrscherin aller Reußen Ihre Ehrfurcht zu bezeigen?"

„Wenn es so wäre, so würde ich dadurch die Freude haben, Ihnen zu begegnen, Gräfin," erwiderte Potocky ernst, „da derselbe Grund Sie hieher geführt hat."

„Verzeihen Sie, Graf Ignaz," sagte die Gräfin, „wir wollen uns in der Stunde des Wiedersehens in kein Wortgefecht einlassen — ich habe Ihnen keinen Vorwurf machen wollen, ich weiß ja, wenn wir auch lange getrennt waren, daß Sie denken und fühlen wie ich. — Wir müssen wohl beide," fügte sie leise hinzu, indem sie sich zu ihm herüberneigte, „uns vor der Macht beugen und dem Feind ein lächelndes Gesicht zeigen; thöricht wäre es, Argwohn zu erregen, so lange wir nicht im stande sind, ihn vernichtend

zu treffen. — Auch die Klugheit ist eine Waffe, so lange man keine andere hat — thöricht wäre es, Argwohn zu erregen, so lange die Stunde noch nicht gekommen ist."

„Und wenn die Stunde kommt, werde ich da sein, das schwöre ich Ihnen, Gräfin," erwiderte Potocky; „wo ich auch immer in der Welt herumstreifen mochte — immer waren meine Blicke hieher gerichtet, und das Vaterland wird mich nicht vergebens suchen im Augenblick der Entscheidung."

Die Gräfin sah zu ihm mit warm aufleuchtenden Blicken empor.

„Wie anders wäre es," sagte Kolontay, der an ihrer andern Seite ritt, „wenn wir einen König hätten, der im stande wäre, die Kraft des Landes zu beleben und zu leiten, statt daß jetzt die wenigen treuen Söhne Polens einzeln und auf dunklen Wegen nach dem hohen Ziel der Befreiung des Vaterlandes streben müssen."

„Sprechen Sie mir nicht von meinem Oheim Stanislaus, Kolontay," rief die Gräfin heftig, „der sich dazu herabwürdigen läßt, der Diener Katharinas zu sein! Meine Mutter selbst, seine eigene Schwester, hat es ihm nie verziehen, daß er die russische Macht zu Hilfe rief, um den Thron meinem Vater zu entreißen, der dessen tausendmal würdiger war als er! Ich habe nichts mit ihm zu thun, und besser kann es niemals werden, so lange er den Namen des Königs trägt, ohne sich zu königlicher Würde erheben zu können."

Das Gespräch wurde unterbrochen, in einiger Entfernung zeigte sich an der Biegung des Weges der Zug der Kaiserin und schnell ordneten sich die Reiter alle zur Seite, um die Mitte des Weges frei zu lassen.

Felix Potocky sprengte allein, sein Gefolge zurücklassend, der Kaiserin entgegen.

Schnell ritt auch Sosnowsky mit seiner Tochter heran; aber er konnte Potockys flüchtiges Pferd nicht einholen und kam erst eine ziemliche Weile nach ihm heran.

Katharina saß in einem offenen Reisewagen, den keine militärische Begleitung umgab.

Sie trug ein anschließendes russisches Nationalkostüm von dunkelgrünem Sammet; das blaue Band und der große Diamantstern des Andreasordens schmückten ihre Brust; ein leichter Seidenmantel hing um ihre Schulter. Ihre in der Jugend so schönen Züge waren welk und schlaff geworden und zeigten trotz der lebhaften Farbe, welche sie aufgelegt hatte, deutlich die Spuren des Alters, dennoch aber lag in ihrem Gesicht eine außerordentlich wohlwollende Anmut verbunden mit majestätischer Würde. Die stolzen Blicke ihrer großen, klaren Augen, mit denen sie den dichten Zügen entgegensah, die zu ihrer Begrüßung herankamen, hatten nichts Hochmütiges und auf ihren Lippen lag ein kindlich harmloses Lächeln, als ob sie solche Huldigung für eine besonders dankenswerte persönliche Aufmerksamkeit ansehe und würdige.

An ihrer Seite saß die Gräfin Bruce, die Schwester

des Feldmarschalls Romanzow, eine schöne Frau, welche stolzer blickte als die Kaiserin selbst und doch neben dieser immer nur als die Dienerin erschien.

Am Schlage des sechsspännigen Wagens ritt der Adjutant der Kaiserin, Rimsky Korzakow, ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren, in der reichen Oberstenuniform der Preobraschenskischen Garde auf einem schnaubenden Goldfuchs. Er war eine athletische Gestalt und trotz seines ausgesprochen slavischen Gesichts von außerordentlicher männlicher Schönheit.

Hochmütig herausfordernd blickte er umher, als ob er durch seine Miene und Haltung aller Welt zeigen wolle, daß er, der Günstling der allmächtigen Kaiserin, sich höher schätze als irgendwen und, auf die Gunst seiner Gebieterin trotzend, sich alles zu erlauben berechtigt sei.

Felix Potocky war an den Wagen herangesprengt; seine polnische Mütze in der Hand, beugte er sich auf den Hals seines Pferdes herab.

„Ich freue mich, Graf Potocky," sagte Katharina mit ihrer klaren, wohltönenden Stimme, „daß Sie der erste sind, der mich hier begrüßt; fast konnte ich das erwarten, da ich durch den Fürsten Repnin weiß, daß Sie zu den festesten Stützen der Ordnung im Reiche meines erhabenen Freundes, des Königs Stanislaus, gehören."

„Ordnung und Frieden verdankt mein Vaterland Eurer Kaiserlichen Majestät," erwiderte Potocky, indem er einen schnellen Blick zurückwarf, um sich zu vergewissern, daß

noch niemand anderes in der Nähe sei, „deshalb gehört meine liebevolle Dankbarkeit der Beschützerin meines Vaterlandes, wie meine Bewunderung der großen Herrscherin, welche die Schicksale Europas lenkt."

Katharina dankte mit einem gnädigen Lächeln und begrüßte dann den Vizekronfeldherrn, der mit seiner Tochter an den Wagen heranritt.

„Auch Sie erwartete ich unter den ersten meiner Freunde, Graf Sosnowsky," sagte die Kaiserin; „ich täusche mich wohl nicht, Ihre Tochter an Ihrer Seite willkommen zu heißen, von deren Schönheit und Anmut ich schon viel gehört habe, aber freilich weniger," fügte sie mit verbindlichem Lächeln hinzu, „als die Wahrheit."

„Ich durfte es nicht unterlassen," erwiderte Sosnowsky, „meine Tochter hieher zu führen, um sie in Eurer Majestät das erhabene Beispiel und Vorbild ihres Geschlechts und zugleich die alle Monarchen Europas überragende Herrscherin bewundern zu lehren."

Louise neigte tief das Haupt, um die Röte des Unwillens und der Scham zu verbergen, welche bei den Worten ihres Vaters ihr Gesicht überzog.

Die Kaiserin nickte ihr noch einmal freundlich zu und wendete sich dann zu den anderen polnischen Herren, welche an den Wagen herankamen.

Felix Potocky war, dem Wagen der Kaiserin voraus, wieder zur Stadt zurückgesprengt, um, von seinem Gefolge begleitet, sich nach dem Jantschinschen Palast zu begeben.

Katharina begrüßte die übrigen Herren nur mit einigen flüchtigen Worten.

Die Gräfin Helena Branicka empfing sie mit ganz besonderer Herzlichkeit, reichte ihr aus dem Wagen die Hand und dankte ihr auf das liebenswürdigste mit dem vollkommen natürlichen Ausdruck wirklicher Freude.

Sosnowsky war um den Wagen herumgeritten und hatte mit einer fast demütigen Begrüßung den Adjutanten Rimsky Korzakow angeredet, der ihn mit einer hochmütigen Herablassung behandelte, die der Vizekronfeldherr nicht zu bemerken sich den Anschein gab.

Louise war allein geblieben.

Da ritt Ignaz Potocky an ihre Seite und sagte mit einer Miene, als ob er eine gleichgiltige Unterhaltung beginnen wolle:

„Thaddäus Kosciusko ist hier und hat mir Grüße für Sie aufgetragen."

Louise zuckte zusammen, helle Flammen schlugen in ihrem Gesicht auf, dann wurde sie totenbleich und sah den Grafen entsetzt an.

„Zeigen Sie keine Bewegung, Fräulein Louise," sagte Potocky, „und halten Sie mich nicht für indiskret. Thaddäus ist mein Freund, ich kenne die Gefühle seines Herzens und habe ihm versprochen, Ihnen Botschaft zu bringen und mich Ihnen zur Verfügung zu stellen."

Louise gewann ihre Fassung wieder, die Botschaft des Geliebten erschien ihr in der dumpfen Verzweiflung, welche

nach dem Gespräch mit ihrem Vater auf ihrer Seele lastete, wie ein lichter Sonnenblick des Himmels — glücklich lächelnd blickte sie zu dem Grafen auf und erwiderte:

„Wenn Sie Kosciuskos Freund sind, Graf Potocky, so müssen Sie auch wohl der meinige sein, und, bei Gott," fügte sie schmerzlich seufzend hinzu, „ich bedarf eines Freundes."

Beide setzten leise ihr Gespräch fort und Louise gab sich alle Mühe, unbefangen zu scheinen, dennoch aber wechselte sie mehrmals die Farbe und blickte zuweilen wie erschrocken auf. Niemand achtete darauf, denn die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die den Wagen der Kaiserin umgebenden Gruppen.

Nur die Gräfin Branicka, welche etwas seitwärts hielt, hatte die beiden scharf beobachtet, sie preßte ihre Lippen aufeinander, ihre Augen sprühten Flammen und die Hand, in der sie die Zügel hielt, zitterte.

Die Kaiserin setzte ihren Weg fort.

Die polnischen Herren folgten ihrem Wagen. Das Gefolge schloß sich an und der ganze glänzende Zug bewegte sich der Stadt zu.

Sosnowsky war von mehreren russischen Herren umgeben; Graf Ignaz Potocky ritt hinter ihm an Louisens Seite und setzte eifrig und leise sein Gespräch mit ihr fort.

In einiger Entfernung folgte die Gräfin Branicka.

Sie kam nicht heran, aber ihre Blicke wendeten sich keinen Augenblick von den beiden ab, und wenn deren

Häupter sich nahe zu einander neigten, so fuhr sie wohl mit der Reitgerte heftig durch die Luft, daß ihr Pferd sich unruhig aufbäumte.

An dem Thore standen die Vertreter der Stadt, um der Kaiserin nach russischer Sitte auf einem silbernen Teller Brot und Salz zu bieten.

Katharina hörte huldvoll ihre Reden an, versicherte die Stadt ihres Wohlwollens und ihres Schutzes und nahm eine Krume Brot von dem Teller zum Zeichen der Gastfreundschaft.

Während der Zug hier hielt, fuhr ein offener Wagen in schnellem Trabe heran.

Kosaken fuhren vom Sattel, reich galonirte Lakaien saßen auf dem Kutschbock.

In den Kissen des Wagens lehnte nachlässig ein Mann von etwa fünfzig Jahren in einem französischen Kostüm von dunkelblauem Sammet; Diamanten strahlten an seinem Rock und seinem Hut; der Stern des Andrèasordens glänzte an seiner Brust. Sein scharf geschnittenes Gesicht mit der kühn geschwungenen Adlernase hatte regelmäßige, edle Züge, aber einen Ausdruck von schlaffer Müdigkeit. Er schien kaum zu beachten, was um ihn her vorging, und blickte nur unmutig auf, als sein Wagen, vor dem alles zur Seite wich, fast unmittelbar hinter dem der Kaiserin hielt.

Sosnowsky ritt an den Wagen heran, verbeugte sich fast ebenso tief, als er es vorher bei der Kaiserin gethan

und sagte: „Ich bitte um Erlaubnis, Durchlaucht, im Namen der dankbaren Polen den edlen Fürsten Potemkin zu begrüßen und ihn um die Fortdauer seines Wohlwollens für mein Vaterland zu bitten.“

Ein leises Murren ließ sich ringsumher vernehmen, aber dennoch entblößten sich alle Häupter bei der Nennung des Namens dieses allmächtigen Ministers der Kaiserin.

Potemkin wendete sich, ohne seine halb liegende Stellung zu verändern, ohne seinen Hut zu berühren, ein wenig zur Seite und sagte:

„Ah, Sosnowsky, Sie sind es? Nun, mein Wohlwollen wird ganz davon abhängen, wie sich Ihre Landsleute betragen. Aber was zum Teufel gibt es da vorn, warum halten wir hier auf der sonnigen Landstraße?“

„Die Vertreter der Stadt begrüßen Ihre Majestät,“ erwiderte Sosnowsky ehrerbietig, immer noch seinen Hut in der Hand haltend.

„Langweiliger Aufenthalt,“ murrte Potemkin verdrießlich und streckte sich noch bequemer in die Kissen seines Wagens aus.

Nach einigen Augenblicken fuhr die Kaiserin weiter und setzte im Schritt ihren Weg durch die Straßen der Stadt fort.

Mehrere Wagen mit russischen Würdenträgern und Damen des Hofes folgten.

Die Kaiserin ließ zuweilen halten, um die besonders schön geschmückten Häuser zu betrachten, und äußerte

mehrmals in gnädigen Worten ihre Freude über den Empfang, der ihr bereitet war, so daß der Zug nur ganz langsam vorwärts rückte.

Potemkin ließ seinen Wagen bald abbiegen und fuhr nach dem erzbischöflichen Palais, wo seine Wohnung bereit war.

Im Jantschinschen Palaste harrte inzwischen alles der Ankunft der Monarchen.

Auf den Stufen der Treppe zu dem Portal des Schlosses stand der Kabinetsminister Fürst Besborodko in großer Galauniform, mit dem Andreasorden geschmückt.

Er war ein Mann in den Fünfzigern, hochgewachsen, mit einem stark markirten vollen Gesicht, dessen klare Augen und volle Lippen ebensoviel Geist und Scharfsinn als Lust an fröhlichem und üppigem Lebensgenuß zeigten.

Neben ihm sah man den Oberkammerherrn Grafen Stroganow, einen kleinen Mann von Besborodkos Alter, mit einem feinen, klugen Gesicht, der mehr das Aussehen eines Gelehrten als eines Hofmannes hatte; rings umher standen die Hausbeamten des Palastes und eine Anzahl von Pagen. Die Rittergarde hatte die Posten am Eingange und auf den Korridoren des Palastes besetzt.

Ganz seitwärts unter den Beamten des Hofstaats, von niemand beachtet, standen der Graf von Falkenstein und der Graf Cobenzl. Dieser hielt sich sorgsam zurück und vermied es ängstlich, daß Besborodkos oder Stroganows Blicke ihn trafen.

Der Graf von Falkenstein trug einen weiten Ueberrock von grauem Stoff, der ihn vollständig einhüllte und mißfällig von den Dienern des Schlosses betrachtet wurde, die es für unerhört halten mochten, in einem so wenig festlichen Anzug dem Empfang der Kaiserin beizuwohnen; aber da die beiden Fremden zum österreichischen Gefolge gehörten, so wagte niemand eine Bemerkung zu machen, man suchte sie nur möglichst zurückzudrängen, damit ein solcher Verstoß gegen die Etikette nicht bemerkt werde.

Graf Felix Potocky war in den Hof geritten und hatte sich, schnell vom Pferde springend, neben den Fürsten Besborodko und den Grafen Stroganow gestellt, um an deren Seite die Kaiserin in ihrer zeitweiligen Residenz zu empfangen.

Er sprach heiter und unbefangen mit den beiden russischen Würdenträgern, blickte aber dabei von Zeit zu Zeit forschend und unruhig umher, als ob er etwas suche.

Endlich entdeckte sein scharfer Blick unter der seitwärts aufgestellten Dienerschaft den Grafen von Falkenstein und ein flüchtiges Lächeln glitt über seine Lippen.

Immer näher klangen die Rufe heran, mit denen die Kaiserin in den Straßen der Stadt begrüßt wurde.

Endlich senkten die Posten von der Rittergarde am Eingangsthor des Hofes ihre Degen.

Der Wagen der Kaiserin fuhr ein und hielt vor dem Portal.

Alle Häupter entblößten sich und neigten sich zur Erde.

Der Fürst Besborodko stieg die wenigen Stufen der Treppe herab, um an den Wagen der Kaiserin zu treten und den Schlag zu öffnen.

In diesem Augenblick aber drängte der Graf von Falkenstein schnell die Umstehenden zur Seite und eilte nach dem Portal.

Man wollte ihn zurückhalten, er aber warf seinen Ueberrock ab, man sah unter demselben einen einfachen dunklen Anzug und das blaue Band und den Stern des Andreasordens.

Betroffen wichen alle zurück, als sie auf der Brust des unbekannten Fremden das höchste russische Ehrenzeichen erblickten.

Sein Weg wurde frei, und ehe noch Besborodko herangekommen war, öffnete jener den Wagenschlag und bot der Kaiserin die Hand zur Stütze.

Katharina blickte ihn in starrem Erstaunen an.

Besborodko stand sprachlos.

Der für den ganzen Hof so rätselhafte Fremde sprach unter tiefer Stille:

„Erlauben Eure Majestät dem Grafen von Falkenstein, der Erste zu sein, der seine erhabene Freundin hier in ihrem Schlosse begrüßt, in welchem ihm das Glück zu teil wird, die große Herrscherin des russischen Reiches persönlich kennen zu lernen."

Noch einen Augenblick blieb Katharina, während Josef ihre Hand an seine Lippen führte, unbeweglich in grenzen-

losem Erstaunen; dann aber zeigte ihr Gesicht den Ausdruck glücklicher Freude.

Sie erhob sich schnell, stieg, auf des Kaisers Hand gestützt, aus dem Wagen und sagte:

„Eure Majestät verstehen es, überall der Erste zu sein, es ist unmöglich, Ihnen zuvorzukommen, und fast scheint es, als ob ich in meinem eigenen Reiche Ihr Gast sei. Doch wann sind Sie angekommen? Ich hoffe, daß alles zu Ihrem Empfange bereit war?"

„Der Graf von Falkenstein," erwiderte Josef lächelnd, „ist erst in diesem Augenblick angekommen, sein Vertreter hat heute nacht in den Mansarden dieses Schlosses vortrefflich geschlafen."

„Mein Gott, Majestät," rief Katharina entsetzt, „wie ist das möglich. Ich bin untröstlich, welch ein Verstoß! Wie ist das möglich, Fürst Alexander Andrejewitsch?" fragte sie mit einem Blick auf Besborodko, vor welchem dieser ganz zitternd die Augen niederschlug.

„Niemand wußte," stammelte er, „daß Seine Majestät der Kaiser hier sei!"

„Und es wäre," fiel Josef schnell ein, „fast unhöflich gewesen, meine Anwesenheit zu bemerken! Ich hatte den sehnlichsten Wunsch, meine erhabene Freundin zu überraschen, und diese Freude wäre mir verdorben worden, wenn man mich erkannt hätte."

Besborodko warf dem Kaiser einen dankbaren Blick zu.

Katharina lächelte und reichte dann dem Kaiser den

Arm, um an seiner Seite die Treppe hinaufzusteigen und ihn zu der für ihn bereiten Wohnung zu führen.

Graf Cobenzl hatte Besborodko und Stroganow begrüßt und folgte mit ihnen den beiden kaiserlichen Majestäten, in deren Personen sich hier in der entlegenen Stadt am Dnieper die Herrschaft über den Osten Europas vom Eismeer und den Steppen Asiens bis zum adriatischen Meere und den Alpen vereinigte.

Zehntes Kapitel.

Die Teilung des Halbmonds.

Die Kaiserin Katharina führte ihren kaiserlichen Gast durch die verschiedenen Gemächer der für ihn bestimmten Wohnung.

„Ich hoffe, daß Eure Majestät sich hier heimisch fühlen werden," sagte sie, in das Kabinet eintretend, „und bin daher bemüht gewesen, die Erinnerung an die Arbeitsstätte Ihres Geistes in Wien hier unter meinem Dach wach zu rufen."

„Die liebenswürdige Aufmerksamkeit Eurer Majestät," erwiderte Josef, die Hand der Kaiserin küssend, „hat mich tief gerührt, denn ich muß Ihnen gestehen, daß der Sekretär des Grafen Falkenstein bereits gestern diese Räume gesehen und mir davon berichtet hat; auch bin ich Eurer Majestät außerordentlich dankbar, daß Sie Ihrem Bilde hier einen Platz gegeben — es bedarf zwar dieser äußeren Erinnerung nicht, um meine Gedanken der erhabenen Freundin zuzuwenden, der meine ganze Bewunderung gehört.

Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubnis, dies Bild als ein teures Andenken mitnehmen zu dürfen, damit ich ihm in meinem Kabinet in Wien denselben Platz geben kann, den es hier einnimmt; dort wird es für mich einen noch höheren Wert haben als hier, da ich dort nicht das Glück haben kann, Eure Majestät selbst zu sehen."

„Und ich bitte Eure Majestät," sagte Katharina, „die Güte haben zu wollen, mir auch Ihr Porträt zu senden, damit es in meinem Kabinet in der Ermitage den Platz neben dem Bilde Ihrer erhabenen Frau Mutter einnehmen kann, der meine ganze Bewunderung gehört und die ich fast beneiden möchte, denn ihr ist es gelungen, dem Unglück, das sie bei dem Antritt ihrer Regierung von allen Seiten bedrohte, siegreich den Fuß auf den Nacken zu setzen."

„Meine kaiserliche Mutter," sagte Josef seufzend, „ist leidend, so leidend," fügte er mit leiser Stimme hinzu, „daß wir im vergangenen Winter bereits für ihr Leben fürchteten."

„Ich habe mit tiefster Betrübnis von den Leiden der Kaiserin gehört," erwiderte Katharina, „mein Gesandter in Wien kennt meine tiefe Verehrung für sie und unterrichtet mich täglich über ihr Befinden — sie hat am Abend ihres Lebens einen herrlichen Trost in ihrem Leiden, sie sieht neben sich den Sohn stehen, der stark und geübt ist, die schwere Last der Regierung zu tragen, und hat nicht nötig, sich Sorge um die Zukunft ihres Reiches zu machen,

eine Zukunft, die Gott noch weit hinausschieben möge! Ich bitte Eure Majestät nun um die Erlaubnis," fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort, „Ihnen mein Gefolge vorstellen zu dürfen."

Josef reichte der Kaiserin den Arm und führte sie in das erste Empfangszimmer zurück, in welchem sich inzwischen der ganze Hof versammelt hatte.

Mit außerordentlicher Artigkeit und doch mit der ganzen stolzen Hoheit des Abkömmlings einer langen Reihe von Ahnen, welche seit Jahrhunderten die erste Krone der christlichen Welt getragen, nahm Josef die Vorstellung der russischen Würdenträger entgegen; er wußte jedem etwas Verbindliches zu sagen, und jedesmal lag in seinen Worten zugleich ein Ausdruck schmeichelhafter Anerkennung und Bewunderung für die Kaiserin. Den Grafen Felix Potocky begrüßte er als einen Bekannten von dessen Besuch am Wiener Hof, doch zeigte kein Blick, kein Wort und keine Miene, daß der Graf ihm näher stehe oder daß er ihn bereits gesehen.

Er sowohl als Katharina nahmen die Komplimente, welche Potocky beiden von seiten des Königs Stanislaus August überbrachte, mit artigem Dank, aber mit ziemlich kühler Zurückhaltung auf. Für die Damen hatte er ritterlich galante Worte, aber doch mit solcher Zurückhaltung, daß kein Zweifel darüber bestehen konnte, die Kaiserin sei die einzige Frau, welche seine Beachtung und Bewunderung in Anspruch nahm.

Rimsky Korzakow hatte seinen Platz unmittelbar hinter Katharina, wie es sein Dienst als Adjutant bedingte.

Nach dem ganzen übrigen Hof stellte die Kaiserin auch ihn vor.

Der junge Mann, welcher während der ganzen Zeit in ziemlich nachlässiger Stellung dagestanden hatte, verneigte sich fast mehr vertraulich als ehrfurchtsvoll und sagte, ohne die Anrede des Kaisers abzuwarten: „Ich freue mich außerordentlich, Eure Majestät persönlich kennen zu lernen. Die ganze Welt spricht von Ihnen und verkündet Ihren Ruhm, mir aber sind Sie doppelt wert, weil ich sehe, wie sehr Sie unsere erhabene, geliebte Kaiserin verehren.“

Der Kaiser schien durch diese, alles Zeremoniell beiseite setzende Anrede des jungen Adjutanten betroffen; er richtete den Kopf auf, das verbindliche Lächeln verschwand von seinen Lippen und ein Blick von niederschmetternder Hoheit blitzte aus seinen Augen.

Ein peinliches Stillschweigen trat ein.

Die Kaiserin schlug, flüchtig errötend, die Augen nieder.

Schnell aber hatte Josef seine Fassung wiedergefunden. Freundlich neigte er den Kopf und sagte: „Die Begeisterung für Ihre erhabene Gebieterin, mein Herr, ist natürlich für jeden, der das Glück hat, ihr zu dienen. Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie den Vorzug, einer solchen Herrin dienen zu können, mit der ganzen Wärme der Jugend würdigen.“

Katharina warf Josef einen fast dankbaren Blick zu und schien erfreut, daß in diesem Augenblick durch eine unruhige Bewegung an der Thür des Empfangssaals das Gespräch unterbrochen wurde.

Die Gruppen teilten sich und durch die freie Mitte des Saales schritt der Fürst Gregor Alexandrowitsch Potemkin zu beiden Majestäten heran.

Der allmächtige Minister der Kaiserin, welcher in seiner Person die allerhöchsten Würden des Zivil- und Militärdienstes vereinigte, trug die große, reich gestickte Generalsuniform mit dem Bande und Stern des Sankt Andreasordens. Die Knöpfe seines Rockes wurden von großen Diamanten gebildet; Diamanten strahlten an der Agraffe seines Hutes, in seinem Ordensstern und seinem Degenknopf; die prachtvollsten Edelsteine aber umrahmten das Miniaturporträt der Kaiserin, das er neben dem Stern auf seiner Brust trug.

Der Fürst verbeugte sich tief und schien durch seinen Blick die Kaiserin zu bitten, daß sie ihn ihrem erhabenen Gast vorstellen möge.

Bevor dies jedoch geschehen, trat ihm Josef schnell entgegen, schüttelte ihm herzlich die Hand und sagte: „Es bedarf keiner Vorstellung, um den treuesten Diener einer Kaiserin zu erkennen, der so unermüdlich und erfolgreich thätig ist, die großen Gedanken seiner Monarchin auszuführen —“

„Dem ich nie genug für die treue Hingebung danken

kann — der sein ganzes Leben meinem Dienste, das heißt dem Dienste Rußlands, gewidmet!“ fiel Katharina ein. „Ich werde Eurer Majestät besonders dankbar sein, wenn Sie Ihre Freundschaft für mich, auf die ich so stolz bin, auch auf Ihre gnädigen Gesinnungen für den Fürsten Gregor Alexandrowitsch übertragen.“

„Es bedarf dieses Wunsches nicht,“ erwiderte Josef, indem er noch einmal Potemkins Hand schüttelte, „die treuen Diener meiner erhabenen Freundin sind auch meiner freundschaftlichen Gesinnungen vollkommen gewiß, und jeder Souverän muß Eure Majestät beneiden um solche Stütze des Throns wie der Fürst Potemkin.“

Potemkin blickte stolz umher.

Dieser Empfang des Kaisers, der ihn fast wie Seinesgleichen behandelte, war eine neue und reizvolle Schmeichelei für seinen fast übersättigten und doch immer wieder noch unersättlichen Ehrgeiz und er verbeugte sich tiefer, als er es sonst jemals selbst vor fremden Souveränen zu thun pflegte.

Während Josef sich noch mit ihm unterhielt, trat abermals eine neue Persönlichkeit in den Saal, vor der wiederum die Gruppen der Höflinge sich ehrerbietig öffneten.

Es war dies ein junger Mann von etwa einundzwanzig Jahren, von athletischem und doch wieder geschmeidigem und elegantem Körper. Er trug ein prachtvolles Kostüm von dunkelgrünem Sammet mit fast ebenso reichen

Diamanten als Potemkin selbst. Sein Gesicht, von leicht gepudertem Haar umrahmt, war männlich schön und zeigte eine deutlich erkennbare Aehnlichkeit mit den edlen, klassischen Zügen der Kaiserin; doch fehlte ihm vollständig die feine Anmut, welche die Erscheinung Katharinas so außerordentlich anziehend machte. Aus seinen Augen blitzten wilde Leidenschaft und trotziger Hochmut und auf seinen aufgeworfenen Lippen schienen herausfordernde und verletzende Worte zu schweben; er trug Reitstiefel mit goldenen Sporen, eine Gerte in der Hand, und sein kostbarer Anzug war bestäubt von dem Ritt über die Landstraße.

Er bat mit einigen flüchtigen Worten die Kaiserin um Entschuldigung für seine Verspätung und verneigte sich dann bei weitem nicht so ehrfurchtsvoll vor derselben, als dies Potemkin gethan, während die Kaiserin sprach: „Erlauben Eure Majestät, daß ich Ihnen den Grafen Bobrinsky vorstelle, einen Mann, von dem ich hoffe, daß er die Erwartungen erfüllen wird, welche ich in ihn setze.“

Josef begrüßte auch den Grafen Bobrinsky artig und verbindlich, aber er reichte ihm nur seine linke Hand und Potemkin bemerkte dies mit lächelnder Genugthuung.

Bobrinsky schien trotz seiner hochmütigen Sicherheit durch die majestätische Würde des römischen Kaisers so verwirrt, daß er nur einige unzusammenhängende Worte stammelte und sich mit einer weit ehrfurchtsvolleren Verbeugung als bei seinem Eintritt in den Kreis der übrigen Höflinge zurückzog.

Josef bat die Kaiserin um die Erlaubnis, sie nach ihren Gemächern führen zu dürfen.

Auf einen Wink Katharinas blieb der ganze Hof zurück, nur Potemkin folgte den beiden Majestäten nach der Wohnung der Kaiserin.

Der Oberkammerherr Stroganow eilte hinaus, um die weiteren Anordnungen für den Dienst zu treffen.

Der Fürst Besborodko unterhielt sich angelegentlich mit dem Grafen Cobenzl und dem Grafen Felix Potocky; Sosnowsky aber näherte sich dem jungen Bobrinsky und sagte mit einer so tiefen Verbeugung, wie sie dem älteren gegen den so viel jüngeren Mann kaum geziemend erscheinen mochte: „Erlauben Sie, mein verehrter Graf, daß ich Sie mit meiner Tochter bekannt mache, die ich an dem Hofe der allergnädigsten Kaiserin vorzustellen bisher noch keine Gelegenheit fand.“

Bobrinsky nickte herablassend und betrachtete, als Sosnowsky ihm seine Tochter vorstellte, das junge Mädchen mit so hochmütig prüfenden Blicken, daß Louise sich unmutig errötend abwendete.

„Der Ruf von der Schönheit der Gräfin Louise Sosnowska bleibt in der That weit hinter der Wirklichkeit zurück,“ sagte er dann mit einer Miene, als ob er überzeugt sei, daß dieses Lob aus seinem Munde glückliche Freude erwecken müsse; „ich kam mit großen Erwartungen hieher, aber ich finde sie übertroffen! Ich hoffe, mein Fräulein,“ fügte er mit stutzerhafter

Selbstgefälligkeit hinzu, „daß bei Ihnen dasselbe der Fall sein möge.“

Louise schlug die Augen auf und erwiderte mit stolz flammenden Blicken: „Ich bin auf meines Vaters Befehl hieher gekommen und habe keine Erwartungen mitgebracht.“

Sie wendete sich ab und schien in den Gruppen ringsum jemand zu suchen.

„Teufel, Sosnowsky,“ rief Bobrinsky, laut lachend, ohne seinen Groll vollständig verbergen zu können, „Ihre Tochter ist nicht eben höflich, sie gleicht den wilden Katzen in den Wäldern von Weißrußland: sie sind gefährlich zu jagen, denn sie springen dem Jäger ins Gesicht!“

„Verzeihung, mein teuerster Graf, Verzeihung,“ sagte Sosnowsky erschrocken, mit einem wütenden Blick auf Louise, „sie kennt die Welt noch nicht, ihre Erziehung ist noch nicht vollendet. Ihr künftiger Gemahl,“ fügte er halblaut hinzu, „wird sie ganz nach seinem Sinn und Willen bilden können.“

„Die wilden Katzen sind nicht zu dressiren,“ murrte Bobrinsky vor sich hin.

Louise hatte auf dies Gespräch nicht weiter geachtet, sie mußte endlich gefunden haben, was ihre durch den Saal schweifenden Blicke suchten; schnell schritt sie einer Fensternische zu, in welcher Ignaz Potocky sich mit Kolontay unterhielt. Sie legte ihre Hand auf den Arm des Grafen, dieser wendete sich um und trat einen Schritt seitwärts.

„Ich bin entschlossen,“ flüsterte sie ihm zu, „sagen Sie

Thaddäus, daß ich bereit bin, ihm zu folgen. Meine Pflicht hier ist zu Ende. Ich konnte entsagen, aber niemals werde ich mich verkaufen lassen in eine Sklaverei, die schlimmer wäre als der Tod."

Ihre Wangen glühten, ihre Lippen bebten, ihre Augen flammten wie in Fieberhitze.

Potocki sah sie voll inniger Teilnahme an.

„Vertrauen Sie mir, Fräulein Louise," sagte er, sich zu ihr herabbeugend, „die Freunde wachen zu Ihrer Rettung. Doch beherrschen Sie Ihre Erregung, damit niemand Verdacht schöpft."

Er sprach laut einige gleichgiltige, scherzende Worte, Louise versuchte zu lächeln, und in der That war diese ganze Scene in der übrigen, ganz mit der Kaiserin und dem Kaiser beschäftigten Gesellschaft unbeachtet geblieben.

Nur die Gräfin Helena Branicka hatte im Gespräch mit den Hofdamen der Kaiserin Louise nicht aus den Augen gelassen. Sie hatte bemerkt, wie das junge Mädchen durch den Saal hin zu Potocky ging, sie hatte gesehen, wie beide leise mit einander sprachen, wie Louise errötete und wie seine Blicke fast zärtlich auf ihr ruhten.

Sie erbleichte und drückte die Hand auf ihr Herz, während sie lächelnd mit den anderen Damen weiter sprach.

Der Haushofmeister meldete, daß das Frühstück für die Herrschaften im Marschallsaale des Schlosses servirt sei. Der Fürst Besborodko reichte der Gräfin Branicka seinen Arm, der Oberkammerherr Stroganow trat zu

Louise. Die russischen Herren führten die polnischen Damen, Felix Potocky reichte, schnell Sosnowsky vorantretend, der Gräfin Bruce seinen Arm, und so begab sich die ganze Gesellschaft in den Speisesaal, um fröhlich plaudernd und lachend an der reichbesetzten Tafel Platz zu nehmen.

Katharina hatte den Kaiser Josef in die für sie bestimmte Wohnung geführt. In ihrem Kabinet, in welchem er sein lebensgroßes Bild an der Wand erblickte, stand ein kleiner Tisch mit zwei Couverts, daneben ein Buffet mit verschiedenen silbernen Schüsseln und Kristallkaraffen. Zwei Pagen standen neben dem Buffet.

„Ich hoffe, Eure Majestät werden mir die Ehre erweisen, mein Frühstück mit mir zu teilen," sagte die Kaiserin, indem sie den Kaiser zu einem der beiden Couverts führte.

„Jeder Augenblick, den ich in Eurer Majestät Gesellschaft zubringen darf, ist für mich ein unschätzbarer Gewinn," sagte Josef verbindlich. „Doch habe ich noch eine Bitte," fügte er, sich zu Potemkin, der rückwärts stehen geblieben war, umwendend, hinzu, „daß Eure Majestät dem Grafen Falkenstein gestatten möge, seinen Freund, den Fürsten Potemkin, an seiner Seite zu haben."

Er reichte Potemkin die Hand und führte ihn zu dem Frühstückstisch.

Katharina neigte mit ihrem anmutigsten Lächeln das Haupt. Sie winkte den Pagen und im nächsten Augenblick

war ein drittes Couvert aufgelegt, ein dritter Sessel herangeschoben.

Potemkin nahm, strahlend vor Freude und Stolz, seinen Platz zwischen den beiden Majestäten ein. Er war nach Mohilew mit unruhigen Zweifeln gekommen, ob der stolze Habsburger, dem als römischem Kaiser der erste Platz unter den Monarchen Europas zustand, wohl die ausnahmsweise Stellung anerkennen werde, die er sich am Hofe von Petersburg angemaßt und die Katharinas schwache Nachsicht ihm zugestanden hatte, ja er war sogar zweifelhaft gewesen, ob er die Kaiserin auf dieser Reise begleiten sollte, da ihm jede Demütigung vor den Augen des russischen Hofes unerträglich gewesen wäre.

Jetzt war er so hoch gehoben, wie er es kaum zu hoffen gewagt hatte, er war fast auf eine Stufe mit den Souveränen, weit über die höchsten Würdenträger gestellt, sein Hochmut hatte volle Genugthuung erhalten. Josef hatte in einem Augenblick den ebenso mächtigen als egoistisch rücksichtslosen Mann zu seinem ergebensten Verehrer gemacht, und auch Katharina war dem Kaiser außerordentlich dankbar, da er durch sein Beispiel die fast unerhörte Stellung, die sie Potemkin eingeräumt hatte, gewissermaßen rechtfertigte.

Unter großer Heiterkeit begann das Frühstück. Die Pagen servirten der Kaiserin einen Kristallkelch mit klarem Wasser und dazu ein Weißbrötchen mit ein wenig Kaviar von Astrachan, vor den Kaiser wurde ein auf Wiener Weise

gebratenes Hühnchen und eine Karaffe mit herbem Ruster-wein gestellt, sein gewöhnliches Frühstück in der Hofburg zu Wien.

„Eure Majestät könnten mich in der That fast glauben lassen, daß ich zu Hause wäre,“ rief Josef, überrascht durch diese neue Aufmerksamkeit, „wenn mich nicht die Gegen-wart meiner erlauchten Gastfreundin daran erinnerte, daß ich den Grenzen des gewohnheitsmäßigen Lebens ent-rückt bin.“

Das Frühstück hier am Tisch der Souveräne war fast ärmlich einfach im Vergleich zu den reichbesetzten Tafeln, um welche die Hofgesellschaft sich im Marschallsaale ver-sammelte, aber hier wie dort herrschte die ungezwungenste Heiterkeit, unter der sich wohl hier wie dort gar ver-schiedenartige Gedanken verbergen mochten.

Katharina war von einer fast kindlichen Fröhlichkeit; sie plauderte von tausend Dingen, von einem zum andern abspringend, und immer gab sie dem Kaiser Gelegenheit, seine eigentümlichen, halb philosophisch liberalen, halb absolutistischen Anschauungen auszusprechen; immer schien sie sich von ihm belehren zu lassen und that wieder und wieder neue Fragen, die er dann, in der ihm eigentüm-lichen, etwas pedantisch selbstgefälligen und sententiösen Manier beantwortete, welche er nach dem Vorbilde von Jean Jacques Rousseau angenommen hatte, der jener Zeit die Richtung gab und den die höchsten Klassen der Gesellschaft am eifrigsten nachahmten, ohne zu bedenken,

daß sie dadurch der von unten heraufdrängenden Revolution die Wege öffneten.

Auch Potemkin hörte mit ehrfurchtsvollem Eifer zu, auch er that zuweilen eine schüchterne Frage. Der sonst so hochmütige und rücksichtslose Mann zeigte eine demütige Bescheidenheit, welche mehr noch dem Menschen als dem Träger der römisch-deutschen Kaiserkrone zu gelten schien, und sowohl die Kaiserin als ihr erster Minister übten gegen ihren erlauchten Gast eine außerordentlich feine, indirekte Schmeichelei, für welche derselbe ganz besonders empfänglich war.

Mit den Früchten stellten die Pagen auf einer goldenen Platte einen kleinen Kuchen von feinem Gebäck in Form eines Halbmondes mit vergoldeten Hörnern auf den Tisch und verschwanden darauf aus dem Kabinet, da ihr Dienst beendet war.

Katharina setzte die Spitze eines goldenen Messers auf das Gebäck und fragte lächelnd, aber mit einem ernst forschenden Blick auf den Kaiser: „Wollen Eure Majestät mit mir diesen Halbmond teilen? Eines seiner Hörner für jeden von Uns wird nicht zu viel sein!“

Josef hatte zuerst mit Erstaunen den sonderbar geformten Kuchen betrachtet. Katharina teilte denselben und schob die beiden Hälften auseinander, da zeigte sich deutlich auf dem Boden der Platte in das Gold gravirt eine Karte der Türkei mit dem schwarzen und dem mittelländischen Meer. Ein feines Lächeln spielte um Josefs Lippen.

Potemkin rief laut mit entzückter Miene, als ob bei dem Anblick der Platte eine ganz neue, ihn ebenso überraschende wie begeisternde Idee in ihm aufstiege: „Der Halbmond ist das Zeichen der Göttin der Jagd, und keine edlere Jagd wahrlich kann es für die beiden kaiserlichen Herrschaften geben als die nach der Herrschaft der Welt, zwischen den kaiserlichen Kronen von Rom und Byzanz geteilt!"

Josef sagte lächelnd aber mit einem wehmütigen Seufzer: „Sie vergessen, mein lieber Fürst, daß die römische Kaiserkrone fast von meinem Haupte herabgesunken ist und daß die Krone von Byzanz zu den Füßen des Sultans liegt. Das römisch-deutsche Kaisertum zu alter Machtfülle zu erheben, möchte ebenso schwer sein, als den Thron von Byzanz wieder aufzurichten."

„Was wäre schwer für einen ernsten und entschlossenen Willen," rief Katharina, „wenn dieser Wille zwei christlichen Herrschern gehört, welche die Pflicht haben, die Herrschaft des Halbmondes über altchristliche Länder und Völker zu zerbrechen, und welche, wenn diese Pflicht erfüllt ist, auch das Recht behaupten können, die Erbschaft des nach Osten zurückgeworfenen Sultans anzutreten?"

„Dieser zarte Dessertkuchen hat uns mitten in den schwierigsten Punkt der europäischen Politik geführt," sagte Josef, indem er ein Stückchen des leichten Biscuitgebäckes kostete.

„Und gäbe es für die beiden erhabensten und mächtigsten

Souveräne der Welt ein würdigeres Dessert als den Halbmond?“ fragte Potemkin.

„Der Halbmond auf der Hagia Sophia ist schwerer zu teilen als dieser hier,“ erwiderte Josef ernst. „Jener Halbmond hat drohend vor den Thoren Wiens sich erhoben und nur Eurer Majestät großer Vorgänger,“ fügte er, zu Katharina gewendet, hinzu, „hat es vermocht, seine Macht zu brechen.“

„Er hat gezittert unter den Schlägen des russischen Schwertes bei Tschesme und an der Donau,“ rief Katharina flammenden Blicks, indem sie die Spitze ihres goldenen Dessertmessers in das vor ihr liegende vergoldete Horn stieß, „und wenn er noch auf der Kuppel der Sophienkirche die ganze Christenheit beleidigt, so liegt das nur daran, daß sich noch niemals seine beiden natürlichen Feinde verbunden haben, um ihn zu teilen, wie wir es hier mit seinem Abbilde gethan haben. Das eine Horn des türkischen Halbmondes ist gegen Eure Majestät gerichtet, das andere gegen mich — und bei Gott, ich bin nicht gesonnen, solche Drohung zu dulden! Eure Majestät, davon bin ich überzeugt, müssen ebenso fühlen und denken, wo aber gleiche Gefühle und gleiche Gedanken sind, da ist das Bündnis fast schon geschlossen! Wenn wir jeder das Horn ergreifen, das uns bedroht, so werden wir den Feind vernichten und die Drohung in einen gewaltigen Zuwachs unserer Macht verwandeln.“

„Und diese Hörner wären?“ fragte Josef lächelnd, indem

auch er die Spitze seines Messers in das vor ihm liegende Stück des Kuchens steckte, so daß in der That der symbolische Halbmond zwischen ihm und der Kaiserin geteilt schien.

„Für Eure Majestät das adriatische Meer,“ erwiderte Katharina, „bis zu den Mündungen der Donau, welche die Lebensader Ihres Reiches bildet und darum bestimmt ist, ein österreichischer Strom zu sein; für mich,“ fuhr sie, stolz das Haupt erhebend, fort, „die Dardanellen und Byzanz. In unseren Händen wird dann die Brücke zwischen Asien und Europa liegen. Eure Majestät werden auf der einen Seite Wache halten, ich auf der andern. Alle Reichtümer der Welt werden diese Brücke passiren müssen und uns tributpflichtig werden. — Zweifeln Eure Majestät, daß wir die Herren Europas sein werden? Ich bin nicht ländergierig,“ fuhr sie fort, den Kaiser scharf beobachtend, „ich habe der Länder genug; ich verlange das schwarze Meer und Byzanz, das Rußlands griechischem Kaisertum gebührt, aber ich will nicht unterdrücken, wie es die Türken gethan; ich will die alten Kulturstätten, aus denen heute noch die Wurzeln unserer edelsten Bildung ihre Kraft ziehen, von unwürdiger Knechtschaft befreien. Das alte Griechenland soll in seinen Republiken neu erstehen, von der Akropolis zu Athen soll wieder das Geisteslicht in die Welt hinausstrahlen und wieder sollen zu Olympia die Völker in edlem Wettkampf um die Preise der Künste und der Wissenschaften ringen.“

Josefs Augen blitzten auf.

„Bei Gott,“ rief er, „das ist ein erhabener Gedanke, um den ich Eure Majestät beneiden möchte! Schon diesen Gedanken gedacht zu haben ist groß; ihn auszuführen würde göttlich sein!“

„Und dieses neu erstandenen Griechenlands Schützer würden wir sein,“ sagte Katharina, „Eure Majestät und ich; ist es nicht des Kampfes wert, solchen Lorbeer um unsere Kronen zu winden?“

Josef ergriff Katharinas Hand, küßte sie feurig und rief: „O, daß es möglich wäre! Solon und Lykurg, Sokrates und Plato, alle Helden und Weisen des alten Griechenlands würden mit unseren Namen vereint, in die Nachwelt hineinklingen — und doch —“

„Und doch?“ fragte Katharina.

„Was sollte aus Deutschland werden,“ sagte Josef sinnend, „wenn ich meine ganze Macht nach Osten würfe? Würde es gelingen, dort Eurer Majestät herrlichen Traum zur Wirklichkeit zu machen, so müßte darüber die deutsche Kaisermacht meines Hauses vollständig in Trümmer sinken, und der große Mann in Berlin, der kluge Rechner, der unermüdliche Arbeiter, den ich beneide, so sehr ich ihn nachahmen möchte, den ich fast hasse, so sehr ich ihn bewundern muß, er steht auf der Wacht, um aus den Trümmern des römischen Kaisertumes einen neuen Bau aufzurichten, in welchem für das Haus Habsburg kein Platz mehr sein würde!“

„Wollen mir Eure Majestät gestatten,“ fiel Potemkin, ehe die Kaiserin antworten konnte, lebhaft ein, „meine Ueberzeugung auszusprechen, daß die Gefahr, die Sie eben andeuten, gerade durch die von meiner allergnädigsten Gebieterin vorgeschlagene Teilung des Halbmondes sicher abgewendet wird. Eurer Majestät österreichische Hausmacht wird durch die Erwerbung der Balkangebiete mit den Donaumündungen um das Hundertfache verstärkt, von den adriatischen Häfen aus wird Oesterreich das Mittelmeer beherrschen, wo Ihnen keine ebenbürtige Seemacht entgegentreten kann und wo Sie, mit den russischen Flotten vereint, England und Frankreich, welche ja stets unter einander uneinig sind, wirksam im Schach halten können. Italien wird Ihrer Botmäßigkeit gehören, wenn es zur See wie zu Lande von Ihren Streitkräften umringt ist, und wie einst die deutschen Kaiser mit der deutschen Macht über die Alpen zogen, um Rom zu unterwerfen, so werden Sie, auf Italien und Ihre Ostmacht gestützt, Deutschland wieder gewinnen und die festen Machtstützen für den römischen Kaiserthron wieder herstellen.“

Josef hatte aufmerksam zugehört, seine großen blauen Augen leuchteten freudig auf, dann aber zuckte er seufzend die Achseln und sagte:

„Die Machtstützen des Kaiserthrones wiederherzustellen? Niemals wird das gelingen gegen Friedrich, niemals gegen Preußen, der siebenjährige Krieg läßt sich nicht aus der Geschichte auslöschen.“

„Friedrich ist alt!“ rief Potemkin, „und wenn er nicht mehr da ist —“

Katharina streifte ihn mit einem kalten, fast strengen Blick, als ob sie ihn warnen wolle, dem Gespräch eine falsche und bedenkliche Richtung zu geben.

„Auch wenn der wunderbare Mann nicht mehr da ist,“ sagte Josef achselzuckend, „wird lange noch sein Geist in seinen Nachfolgern und seinem Volke weiter fortleben und wirken, die Könige von Preußen werden niemals wieder Kurfürsten von Brandenburg werden!“

„Eure Majestät haben recht,“ sagte Katharina, „aber deshalb läßt sich doch die deutsche Kaisermacht wieder festigen und kräftigen, viel leichter, als es vordem der Fall war. Den ersten Platz an der Spitze des deutschen Reichsbundes wird auch Friedrich selbst nicht, wird keiner seiner Nachfolger auf dem preußischen Throne dem Kaiser streitig machen. Lassen Sie den Königen von Preußen den Einfluß, die Führung in ihrem Machtkreise, eine Art von Vikariat im Norden, um so sicherer wird Ihnen der Süden gehören, und gegen die europäischen Mächte des Westens wird stets des deutschen Reiches Kraft Ihnen zur Verfügung stehen, wenn die Rivalität zwischen den beiden ersten Mächten Deutschlands verschwunden sein wird. Hinter Oesterreich und Deutschland wird aber die Macht des russisch-byzantinischen Kaiserreichs sich aufrichten, und vor diesen vereinigten Mächten wird das entnervte Frankreich und das

hochmütig verblendete England sich wohl beugen müssen, uns wird die Welt gehören!"

Josef blickte wie bewundernd zur Kaiserin auf. Nach dem Ausdruck seines Gesichts mußten ihre Worte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben.

„Es ist merkwürdig," sagte er, „wie Eure Majestät das in klare Worte zu fassen verstehen, was als Gedankenkeim in der Tiefe meiner Seele ruht. Ich müßte kein Habsburger sein, wenn ich nicht tief und schmerzlich beklagte, was der König von Preußen meinem Hause an Macht, Besitz und Ansehen entrissen hat, aber, bei Gott, so wie Eure Majestät es gedacht haben, läßt sich auch ohne neuen Kampf gegen die von der Weltgeschichte einmal anerkannte Thatsache ein neues Reich unter neuen Verhältnissen aufrichten, in dem der frühere Vasall die Stelle eines Mitregenten einnimmt. Aber dazu gehörte freilich," fuhr er mit einem prüfenden Blick auf die Kaiserin fort, „dazu gehörte freilich, daß ich den Süden Deutschlands ebenso fest und sicher in meiner Hand hielte, wie er den Norden zu beherrschen vermag, wo er es mit kleineren und schwächeren Nachbarn zu thun hat. Für mich ist Bayern ein Hindernis an der Ausführung des großen Gedankens Eurer Majestät. Um Bayern werden sich alle Gegner Oesterreichs zusammenschließen, und so wird es mir niemals gelingen können, an der Spitze des Südens mich mit den nordischen Mächten unter Preußen zu verständigen, so lange Bayern —"

„Nicht Eurer Majestät gehört,“ fiel Katharina ruhig ein. „Und wenn dies das einzige Hindernis ist, warum sollte dann unser Plan nicht ausgeführt werden?“ fragte Katharina in so naivem Ton, daß Josef ganz erstaunt und fast verletzt sagte:

„Als ich Bayern nehmen wollte, trat mir der König von Preußen entgegen, und ich mußte seiner Einsprache weichen, da Eure Majestät —“ er stockte einen Augenblick, „nicht auf meiner Seite Ihre Stellung nahmen,“ sagte er dann artig, aber mit einem leichten Klang von Bitterkeit in seiner Stimme.

„Ich habe damals die Frage wenig geprüft,“ erwiderte Katharina leichthin, „man findet oft nicht gleich den eigentlichen Sinn der politischen Probleme. Damals,“ fügte sie mit Betonung hinzu, „waren wir noch nicht Alliirte, wir hatten uns noch nicht verbunden, um die Hörner des Halbmondes und mit ihnen die Herrschaft der Welt mit einander zu teilen.“

„Und wenn wir diese Teilung beschließen,“ rief Josef in freudiger Aufwallung, „so —“

„So müssen wir auch die Bedingungen erfüllen, unter denen wir diese Teilung durchführen und aufrecht halten können, das heißt, wir müssen Eurer Majestät in Süddeutschland freie Hand schaffen, um dem preußischen Norden das Gleichgewicht zu halten oder vielmehr ihm ein Uebergewicht entgegensetzen zu können.“

„Und wenn ich dazu Bayern haben müßte —“

„So würden Eure Majestät vollkommen recht haben.“

„Aber der König von Preußen wird von neuem Einsprache erheben.“

Katharina zuckte mit einem hochmütigen Lächeln die Achseln.

Potemkin aber rief: „Mit einer Armee an der Weichsel wird es nicht schwer sein, die Einsprache des Königs von Preußen verschwinden zu lassen. Auch er wird es scheuen, das Errungene noch einmal dem Würfelspiel eines ernsten Krieges preiszugeben!“

„So würden Eure Majestät,“ fragte Josef, dessen Fingerspitzen leicht zitterten, obgleich er die innere Erregung in seinem Gesicht zu verbergen suchte, „nichts dagegen einwenden, wenn ich Bayern für mein Haus zu erwerben unternehme?“

„Ich würde eine solche Erwerbung gegen jeden Widerspruch, den der König von Preußen oder die Fürsten des Reiches dagegen erheben möchten, mit meiner ganzen Macht schützen,“ erwiderte die Kaiserin. „In unsern Vertrag über die Teilung des Halbmondes werden wir diesen Punkt aufnehmen, und ich glaube, wir würden keinen Schwierigkeiten in seiner Durchführung begegnen.“

„Ich will Eurer Majestät Beistand zu keiner Ungerechtigkeit,“ sagte Josef mit ernster Betonung, „ich will nicht erobern und die Frage des alten Heimfallrechtes auf den größten Teil von Bayern nicht aufnehmen. Ich will einen Tausch machen, bei dem beide Teile gewinnen

und der dem Kurfürsten von Bayern statt des Kurhutes die Königliche Krone bringen soll. Die Niederlande," fuhr er fort, während die Kaiserin eifrig seinen Worten lauschte, „werden nicht früher glücklich und zufrieden sein, bis sie einen Herrscher in ihrer Mitte selbst haben, der sie nach ihren Rechten, nach ihrer Art und Sitte regiert. Ich kann das den Niederländern nicht sein, was sie verlangen; ich kann jenen entlegenen Gebieten die Sorgfalt nicht widmen, die sie beanspruchen und die sie verlangen können. Ich will die Niederlande dem Kurfürsten von Bayern abtreten und nur die Grafschaften Namur und Luxemburg zurückbehalten; er mag dort die altburgundische Krone auf sein Haupt setzen und als König von Burgund die Niederländer zu einem selbständigen Volke erheben. Alle Wirren unter meinen Vorfahren sind immer nur deshalb entstanden, weil jenes tüchtige, tapfere und betriebsame Volk den eigenen Herrscher in seiner Mitte entbehrte, und das deutsche Reich kann nur dabei gewinnen, wenn dort an der Westgrenze ein Fürst aus deutschem Stamm die Wache hält."

„Ein kräftiges burgundisches Reich!" rief Potemkin freudig, „wird auch den hochmütigen Engländern auf der See die Spitze bieten."

„O, das ist ein herrlicher, ein großer Gedanke, den Eure Majestät da ausgesprochen. Wahrlich, ich sehe es vor mir, wie der Halbmond von der Sophienkirche in Konstantinopel herabsinkt und wie die Welt sich verjüngt unter den Doppeladlern von Oesterreich und Rußland."

„Wie doch ein guter Gedanke dem edlen Samenkorn gleich sich schnell in fruchtbarer Triebkraft entwickelt! Kaum ist der Keim in Eurer Majestät reichen Geist gefallen, so steht auch schon ein hochragender, herrlicher Baum da. An seinen Wurzeln habe ich meinen bescheidenen Anteil — die Krone gehört Eurer Majestät."

„Was wäre die Krone," erwiderte Josef galant, „wenn sie nicht aus den gesunden Wurzeln ihre Kraft zöge? Eure Majestät haben recht; uns beiden gehört die Welt, keiner kann getrennt werden, was einem jeden zufällt, wenn wir verbündet unsere Gedanken vereinen und mit unserer Macht sie zur Wirklichkeit werden lassen."

„Wir sind also einig," sagte Katharina, indem sie dem Kaiser die Hand reichte, die dieser an seine Lippen führte, „wenn Eure Majestät einverstanden sind, so werde ich den Fürsten Besborodko beauftragen, mit dem Grafen Cobenzl den Traktat zu entwerfen, welcher der europäischen Welt eine neue Gestalt geben soll."

„Cobenzl kennt meine Gedanken genau," erwiderte Josef, „ich werde ihm meinen Befehl geben, den Vertrag auszuarbeiten. Doch," fuhr er nach einem kurzen Zögern fort, „da wir so große, in die Ferne greifende Fragen so glücklich gelöst haben, sollten wir nicht eine uns näher, ja ganz nahe liegende Frage zu lösen versuchen?"

„Und die wäre?" fragte Katharina schnell einfallend.

„Der König Stanislaus August von Polen," sagte Josef, die Kaiserin fixirend, „ist nur dem Namen nach

König, es kann der Tag kommen, an dem er auch diesen Namen verliert, was soll dann geschehen, um gefährliche Unruhen zu vermeiden?"

„Polen ist ruhig," erwiderte Katharina.

„Heute noch," sagte Josef, „aber —"

„Wir können die Zukunft mit Ruhe erwarten," fiel die Kaiserin ein.

„Ich bin überzeugt," fuhr Josef fort, „daß Eure Majestät auch über diese Frage nachgedacht und in Ihrem reichen Geist eine Lösung derselben gefunden haben, ich bin überzeugt, daß auch in Polen, die für seine Nachbarn wichtige Ruhe nur hergestellt und gesichert werden kann durch die Aufrichtung einer festen, erblichen Herrschaft."

„Ich denke nicht über Fragen nach," sagte Katharina mit kalter Artigkeit, „die mir keine Besorgnis einflößen, doch bin ich Eurer Majestät Meinung, daß nur eine festbegründete, kräftige Herrschaft Polen Ruhe und Wohlfahrt bringen kann. Indes ist der König Stanislaus August nach dem unbestreitbaren Recht des Landes der Träger der Krone, und noch ist der Thron nicht erledigt."

„Doch, er wird es einst sein," sagte Josef, „die Zustände in Polen bieten keine Sicherheit, und die Zukunft —"

„Ich bürge für die Zukunft Polens," unterbrach ihn Katharina kalt und stolz, mit einem starren, fast drohenden Blick.

Josef schwieg, eine Wolke zog über seine Stirn.

Potemkin spielte verlegen mit dem Spitzenbesatz seiner

Manschette. Die Kaiserin brach das peinliche Stillschweigen, indem sie ihre Hand leicht auf Josefs Arm legte und lächelnd sagte: „Stanislaus August ist mein Freund, ich habe ihn auf den Thron von Polen erhoben; können Eure Majestät es mir verdenken, wenn ich ihn auf demselben zu erhalten wünsche? Wenn wir den Halbmond geteilt haben und in unseren Händen die Wagschale der Schicksale Europas halten, sollten wir uns dann nicht leicht über das kleine Gewicht der polnischen Frage einigen, die heute noch keine Frage ist?"

Josef neigte verbindlich den Kopf und sagte: „Eure Majestät haben recht, die Zukunft hat der Fragen und Probleme so viele, daß man die Kraft nicht zersplittern und die nächsten und größten zuerst angreifen muß."

Noch ruhte die Wolke auf seiner Stirn, aber sie verschwand schnell, stolz und freudig strahlte sein Blick, als er aufstehend sein Glas erhob und rief: „So trinke ich denn auf das Gelingen unserer Pläne, auf den Sieg über den Halbmond!"

Auch die Kaiserin hatte sich erhoben, sie ließ ihren Kelch an den des Kaisers klingen und benetzte leicht ihre Lippen mit dem gemischten Wein.

Potemkin aber rief: „Und ich leere mein Glas auf die erhabenen Beherrscher des oströmischen und weströmischen Kaiserreichs, die Kronen von Rom und Byzanz mögen in erneutem Glanz auf ihren Häuptern strahlen!"

Der Kaiser und die Kaiserin nickten ihm gnädig zu,

dann bat Josef um die Erlaubnis, sich in seine Wohnung zurückzuziehen, um der Kaiserin Ruhe zu gönnen zur Vorbereitung für die feierliche Grundsteinlegung zu der griechisch-katholischen Kathedrale, welche für diesen Tag bestimmt war.

Katharina und Potemkin blieben allein.

„Ein herrlicher Mann!“ rief Potemkin, „ein wirklicher Kaiser, der des Glanzes nicht bedarf, um alle zu überstrahlen, wie meine erhabene Gebieterin,“ fügte er, die Hand der Kaiserin küssend, hinzu.

„Mein stolzer und scharfblickender Freund läßt sich also auch von Worten blenden und von Schmeicheleien bestricken?“ sagte Katharina lächelnd. „Er spricht zu viel, um zu handeln, und seine Verstellung, diese vorzüglichste Kunst des Herrschers, ist nur eine durchsichtige Maske, hinter der man sein wahres Gesicht erkennt. Er vermochte es nicht, den neidischen Groll zu verbergen, mit dem er sieht, daß ich Polen in meiner Hand halte; nun, er wird ihn überwinden müssen, denn was ich halte, halte ich fest. Klüger aber wäre es gewesen, seine Gedanken nicht zu zeigen; ich könnte dadurch wachsam werden, wenn ich es nicht schon wäre, wenn ich nicht wüßte, daß er im stillen daran arbeitet, den Prinzen von Sachsen auf den polnischen Thron zu bringen, was niemals geschehen wird.“

„Doch ist er liebenswürdig,“ sagte Potemkin.

„So liebenswürdig,“ lachte die Kaiserin, „daß wir davon entzückt sind und nicht Worte genug finden werden, das Lob seiner Liebenswürdigkeit, seines Geistes und seines

Scharfblickes zu verkünden. Er ist eitel wie Voltaire, jener erhebt meinen Namen zu den Sternen, dieser soll mir dienen, die Fundamente meiner Macht auf Felsengrund zu befestigen. Er wird mir beistehen, Byzanz zu gewinnen, er hat an den Köder gebissen, und der lockendste Köder für ihn war die Aufrichtung der griechischen Republiken. Solon und Lykurg, Cimon und Perikles, das alles schon denkt er in sich zu vereinen unter der staunenden Bewunderung der Mit- und Nachwelt, und ich kann zufrieden sein, wenn er mir in seinem eitlen Sinn die Rolle der Aspasia überläßt!" rief sie laut und herzlich lachend.

„Und doch," sagte Potemkin ernst, „haben Eure Majestät ihm vielleicht zu viel versprochen. Wenn er Bayern nimmt, wenn wirklich ein deutscher Bund unter einiger Führung von Preußen und Oesterreich erstünde, das wäre ein Gewicht, das sich schwer an unsere Macht hängen könnte."

„Ein deutscher Bund unter einiger Führung von Preußen und Oesterreich?" rief Katharina achselzuckend. „Hat Dich wirklich dieser pathetische Josef so geblendet, mein Freund, daß Du eine Sache ernst nimmst, an die nur die Phantasie Josefs glauben kann? Besseres gibt es für uns nicht, als wenn er wirklich den Gedanken, den ich ihm eingab, auszuführen versuchte. Wird sich Friedrich, wird sich Preußen jemals auf den Norden Deutschlands beschränken lassen? Nein, mein Freund, wenn Oesterreich die Zweiteilung versucht, so wird Deutschland

auf lange hinaus weit ungefährlicher für uns sein als jetzt, denn es würde dann sogar kein Oesterreich und kein Preußen mehr geben, da beide, durch einander gebunden, nur im stande sein werden, sich gegenseitig zu bewachen."

„Aber Eure Majestät haben ihm Ihren Schutz und Beistand zugesagt für die Erwerbung Bayerns gegen Preußen und das Reich?" fragte Potemkin.

„Wenn der Halbmond niedergeworfen ist, wenn ich das byzantinische Kaisertum zu ordnen habe, dann werde ich kaum Zeit haben, mich um die kleinen Angelegenheiten in Deutschland zu kümmern," erwiderte Katharina mit feinem Lächeln. „Um Byzanz zu erobern kann dieser Josef mir nützlich sein; mich von dort wieder zu vertreiben, wird ihm niemals gelingen!"

„Meine gnädigste, geliebte Kaiserin ist die unüberwindlichste Herrscherin der Welt!" rief Potemkin, indem er die Hand Katharinas küßte, „ihr Geist ist mächtiger noch als ihre Heere und Flotten."

„Apropos," sagte Katharina, die von der Wahrheit der Worte Potemkins vollkommen überzeugt schien, „achte auf Felix Potocky, Repnin traut ihm nicht ganz. Er ist zu mächtig, wenn wir nicht gewiß sind, daß seine Macht in unserem Dienste steht."

„Ich werde seinen Kammerdiener erkaufen lassen; diese Polen bezahlen ihre Leute schlecht, und bares Geld ist der Schlüssel zu allen ihren Geheimnissen," erwiderte Potemkin.

„Das Mittel ist fast zu plump," sagte Katharina

„doch mag es darum sein, nur sieh Dich vor, daß wir nicht doppelt betrogen werden.“

Potemkin beugte sich noch einmal auf die Hand der Kaiserin und zog sich zurück.

Auf der Schwelle der Thür begegnete er Rimsky Korzakow, der ihm ehrerbietig auswich und dann in das Zimmer trat.

„Du warst unartig, mein Kind,“ sagte Katharina, indem sie den Versuch machte, finster zu blicken, während doch das Wohlgefallen an ihrem schönen Adjutanten aus ihren Augen leuchtete, „so, wie Du es gethan, spricht man nicht mit einem fremden Souverän, am wenigsten mit Seiner apostolischen Majestät, dem römisch-deutschen Kaiser!“

Korzakow ließ sich auf ein Knie nieder und rief:

„Ich kenne nur einen Souverän, ich kenne nur eine Kaiserkrone, und diese strahlt auf dem Haupt meiner geliebten Gebieterin! Kann ich dafür, daß der Glanz des römischen Kaisers verbleicht, wenn er in Katharinas Lichtkreis tritt, der das Auge blendet und das Herz in wallenden Flammen erglühen läßt?“ Er preßte die Hände der Kaiserin an seine vollen Lippen und blickte halb bittend, halb trotzig lächelnd zu ihr auf.

„Man kann ihm nicht zürnen,“ sagte die Kaiserin, „er weiß, wie schön er ist!“

Sie beugte sich herab und küßte seine Stirn.

Korzakow sprang auf und schloß sie in seine Arme.

Elftes Kapitel.

Verlorene Liebe, verlorene Rache.

Eine Stunde später bewegte sich vom Jantschinschen Palais aus ein so glänzender Zug durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt, wie ihn die Einwohner von Mohilew niemals vorher gesehen hatten und auch niemals nachher wieder sehen sollten.

An der Spitze dieses Zuges schritt eine Abteilung der Rittergarde in ihren reichen Uniformen, die blinkenden Silberhelme mit dem Doppeladler auf den Häuptern; ihnen folgten die Pagen der Kaiserin in ihren kleidsamen roten Röcken, lauter außerordentlich schöne Knaben, aus den höchsten Kreisen des russischen Adels ausgewählt. Dann folgte die Kaiserin Katharina im russischen Nationalkostüm, die goldene Haube mit der kleinen byzantinischen Krone auf dem Kopf, ganz strahlend von Edelsteinen, so daß ihr Mieder einem Panzer glich, dessen in den Strahlen der Sonne funkelnder Glanz die Augen blendete. Sie war geschmückt mit den Sternen des Andreas- und des Katharinenordens und reichte den Arm dem Kaiser Josef,

der einen schmucklosen dunkelgrünen Anzug trug und dessen hoher Rang nur durch das goldene Vlies an seinem Halse und das große blaue Band des St. Andreasordens auf seiner Brust erkennbar war. Seine so überaus einfache Erscheinung stand in scharfem Gegensatz zu der ihn umgebenden Pracht, aber gerade deshalb fiel die edle, vornehme Schönheit seines Gesichts und seine stolze Haltung um so mehr auf.

Es war in der That ein majestätisches Paar, das sich da in den Beherrschern zweier gewaltigen Reiche den staunenden Blicken der dichtgedrängten Volksmenge zeigte, und unter den jubelnden Hochrufen, welche der Kaiserin entgegenschallten, ließen sich überall Aeußerungen wirklicher persönlicher Bewunderung vernehmen, welche häufig ein zufriedenes Lächeln auf den Lippen der Kaiserin hervorbrachten.

Sie grüßte mit liebenswürdiger Freundlichkeit nach allen Seiten, wenn das Volk sich bei ihrem Nahen auf die Kniee niederwarf. Auch Josef hielt fast auf dem ganzen Wege seinen Hut in der Hand und verneigte sich grüßend nach allen Seiten, wobei er indes durch seine diskrete Zurückhaltung deutlich erkennen ließ, daß er alle Ehre der begeisterten Begrüßung des Volks der Kaiserin allein überlassen wolle.

An der linken Seite des Kaisers einen halben Schritt rückwärts ging Potemkin, fast ebenso von Edelsteinen strahlend, als die Kaiserin selbst.

Hinter Katharina folgte ihr Adjutant Rimsky Korsakow, dann schlossen sich die russischen und polnischen Würdenträger und die Damen der Kaiserin an.

Unter ihnen befand sich Graf Cobenzl, der seinen einfachen Anzug mit einem reichen Galakostüm vertauscht hatte.

Endlich folgten in langer Reihe die russischen Kammerherren und Stallmeister, sowie die kleineren polnischen Edelleute.

Eine Wolke von Lakaien schloß den Zug, der sich unter dem Geläute aller Glocken der Stadt nach einem großen freien Platze begab, welcher zum Bau der neuen griechischen Kathedrale bestimmt war und den ringsumher ein Spalier von Kosaken zu Pferde einschloß, um den Andrang des Volkes zurückzuhalten.

In der Mitte dieses Platzes stand neben dem Grundstein, welchen der Werkmeister des Baues vorbereitet hatte, in vollem Ornat, das Kreuz auf goldenem Stabe in der Hand, der griechische Erzbischof, von dem ganzen Klerus umgeben, daneben ein Musikchor mit den Tuben von verschiedener Länge, auf denen jeder nur einen Ton blies und welche, einer großen Orgel gleich, den russischen Kirchengesang begleiteten.

Auf der andern Seite stand der römisch-katholische Erzbischof, von seinem Klerus umgeben, in der violetten Soutane ohne Stab und Mitra, in seiner Begleitung die Oberen der Karmeliter- und Benediktinerorden, welche hier ihre Sitze hatten.

An die katholische Geistlichkeit schlossen sich einige protestantische Prediger in ihren schwarzen Talaren an, dann folgten die Rabbiner in den langen seidenen Röcken und ihren zweispitzigen Bärten und runden Sammetmützen.

Als die Majestäten an der mit Laub und Fahnen geschmückten Eingangspforte des Platzes erschienen, ging der griechische Erzbischof mit seinem Klerus ihnen entgegen, er reichte der Kaiserin das Kreuz zum Kusse und erteilte ihr dann mit erhobener Hand seinen Segen, während Josef sich entblößten Hauptes vor dem Zeichen der christlichen Erlösung tief verneigte.

Der Chor der Priester sang unter der mächtig schallenden Begleitung der Tuben: „Domine salvos fac imperatorem et imperatricem“, und langsam schritt unter diesen feierlichen Klängen die Kaiserin, von ihrem kaiserlichen Gaste geführt, der Mitte der Platzes zu.

Sie begrüßten zunächst den katholischen Erzbischof, der dann dem Kaiser Josef seinen Segen erteilte, darauf traten sie zu dem protestantischen Geistlichen und wendeten sich endlich mit freundlichen Worten zu dem Rabbiner, welcher mit auf der Brust gekreuzten Armen sich fast bis zur Erde verneigte.

„Wenn doch das ganze Europa diese Scene hier mit ansehen könnte!“ rief Josef. „Wahrlich, die Bewunderung für Rußlands große Kaiserin würde alle Herzen erfüllen — kann es etwas Erhabeneres geben, als hier die Priester aller Religionen friedlich und einträchtig vereinigt zu sehen

und gewiß zu sein, daß sie alle ihren Gott, der doch, wie man ihn auch anrufen mag, immer nur der einige Geist des Lichtes, der Wahrheit und der Liebe ist, zu dem sie für ihre Kaiserin und ihr Vaterland beten, unbelästigt verehren — ein solches Ideal trage ich in meinem Herzen, aber noch habe ich es nicht erreichen können, und auch," fügte er, wie unwillkürlich aus seinen Gedanken heraussprechend, hinzu, „wenn ich einst unumschränkt das Scepter führe, so werde ich es kaum erreichen können."

„Eure Majestät," sagte Katharina, „werden ein solches Ideal niemals erreichen durch Gesetze und Verordnungen — Friede und Eintracht lassen sich nicht befehlen, nur durch das Beispiel läßt sich so Großes möglich machen, und nur dadurch habe ich es erreicht, daß, wie ich glaube und hoffe, meine Unterthanen aller Religionen wirklich aus aufrichtigem Herzen für mich beten. Ich bin eine treue Dienerin meiner Kirche, aber ich gebe jedem Glauben die Freiheit in meinem Reiche, und ich bin gerecht, so viel menschliche Kraft es vermag, gegen alle. Aus der Freiheit und Gerechtigkeit allein ist der Friede erwachsen, den ich zu meiner innigsten Freude um mich sehe, und ich bin überzeugt, daß Eure Majestät auf gleichem Wege das gleiche Ziel erreichen werden!"

„O," rief Josef, „daß doch diese Worte Eurer Majestät auf goldene Tafeln eingegraben werden könnten! Wahrlich, ich bin nach Rußland gekommen in der Hoffnung, viel Neues, Großes und Schönes zu sehen, aber in der That, meine Erwartungen werden weit übertroffen!"

Er reichte der Kaiserin den Arm und führte sie zu der Ehrenpforte zurück.

Das glänzende Gefolge umringte die Herrschaften. Es wurde eine Urkunde von dem Kaiser und der Kaiserin unterzeichnet und in dem Grundstein verschlossen, über den dann der Erzbischof den Segen sprach, nachdem er in einem kurzen, kräftigen Gebet Gott angerufen hatte, daß er den Bau erstehen lassen möge zu einem Tempel des Friedens und der Liebe.

Der Werkmeister reichte knieend auf einem Purpurkissen den silbernen Hammer der Kaiserin.

„Ich bin zu Hause," sagte Katharina, „meinem erhabenen Gast gebührt der erste Schlag."

Josef nahm den Hammer und berührte dreimal mit demselben den Stein.

Die Kaiserin folgte, dann die beiden Erzbischöfe und die protestantischen Geistlichen.

Die Rabbiner berührten den Hammer nicht, sondern sprachen, zu dem Stein herantretend, leise Gebete.

Darauf vollzog das ganze zahlreiche Gefolge, wie bei einer großen Cour dem Range nach an den beiden Majestäten vorbeischreitend, die Zeremonie des Hammerschlages, während von allen Seiten das Volk zu den von den Kosaken bewachten Eingängen herandrängte und immer erneute Hochrufe auf die Kaiserin erschallen ließ.

Endlich verließ die Kaiserin, von dem Erzbischof geleitet, den Platz und der schimmernde Zug begab sich nach

dem Jantschinschen Palast zurück, wo eine halbe Stunde später das Diner stattfand, an welchem die beiden Erzbischöfe, der Aelteste der protestantischen Geistlichen und der jüdische Oberrabbiner teilnahmen.

Josef war wie berauscht von dem Schauspiel, das er soeben mit angesehen und das ihm wie eine Verwirklichung der humanistischen Träume erschien, die er in sich trug, aber unter der strengen Regierung seiner Mutter, welche sich gerade die inneren und besonders die persönlichen Angelegenheiten vorbehalten hatte, in seine Brust verschließen mußte.

Er sprudelte über von Witz und Laune.

Die Kaiserin ging auf alle seine Ideen mit der schmeichelhaftesten Liebenswürdigkeit ein.

Die heitere Stimmung der beiden allerhöchsten Herrschaften teilte sich der ganzen Gesellschaft mit und niemals vielleicht war eine Hoftafel so fröhlich bis zur Ausgelassenheit verlaufen.

Potemkin saß der Kaiserin gegenüber und war ganz gegen seine sonstige Gewohnheit von verbindlichster Artigkeit, selbst gegen die ihm untergebenen russischen Staats- und Hofbeamten, die er sonst häufig mit der äußersten Geringschätzung zu behandeln pflegte.

Die Gräfin Branicka strahlte von Schönheit und geistvoller Laune; sie schien nur an die Unterhaltung zu denken, welche sie in dem sie umgebenden Kreise ausschließlich beherrschte; dennoch aber beobachtete sie mit ihren scharfen

Blicken unausgesetzt Louise Sosnowska, welche bleich und träumerisch dasaß, kaum auf die Worte ihrer Nachbarin hörte und nur zuweilen mit einem verständnisvollen Blick wie bittend und fragend zu dem Grafen Ignaz Potocky hinübersah.

Graf Felix Potocky hatte seinen Platz an Potemkins Seite, er schien sorglos und heiter und überglücklich, wenn Katharina ein gnädiges Wort über die Tafel hin an ihn richtete.

Er bat um die Erlaubnis, im Namen des Königs Stanislaus August auf das Wohl der Kaiserin und ihres erhabenen Gastes zu trinken.

Alle stimmten laut jubelnd in diesen Trinkspruch ein und die Freunde des Grafen rühmten, ihren Nachbarn zuflüsternd, seinen Patriotismus und seine feine diplomatische Geschicklichkeit, mit der er selbst hier an der Tafel der russischen Selbstherrscherin den König und die Republik Polen zu würdiger Vertretung brachte, so daß er es wiederum erreicht hatte, zugleich der Kaiserin zu schmeicheln und seine Popularität bei seinen Landsleuten aufrecht zu halten und noch zu verstärken.

Nach der Tafel machte der Kaiser mit der Kaiserin eine Promenade durch den Park, bei welcher nur Potemkin die Herrschaften begleitete, während die übrigen sich scherzend und lachend in den Gängen verteilten.

Ignaz Potocky war nach Aufhebung der Tafel zu Louise Sosnowska herangetreten und hatte einige Augen-

blicke leise, aber eifrig zu dem zitternd lauschenden Mädchen gesprochen; dann verließ er sie und wendete sich zu einem schattigen und einsamen Gange des Parks.

Er war hier langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes, wie in tiefe Gedanken versunken, einige Augenblicke fortgegangen, als er einen leichten Schritt hinter sich hörte und fühlte, daß eine Hand sich auf seinen Arm legte.

Aufblickend sah er die Gräfin Branicka.

Ein leichtes, spöttisches Lächeln zuckte um ihre Lippen, ihre Augen glühten wie drohend, aber sie senkte ihre Blicke schnell zu Boden, als ob sie fürchte, daß der Ausdruck derselben ihre Gedanken verraten könne.

„Es ist kein Zeichen Ihrer Freundschaft, Ignazy," sagte sie mit unbefangener Miene, obgleich der Ton ihrer Stimme hart und scharf klang, „daß ich Sie aufsuchen muß, um ein freundliches Wort von alten Zeiten zu sprechen."

„Zu einem vertraulichen Wort war wohl bisher keine Zeit, Gräfin Helena," erwiderte Ignaz, „und die Gräfin Branicka ist durch ihren Rang den Allerhöchsten Herrschaften so nahe gestellt, daß es mir nicht ziemte, mich zu ihr zu drängen."

„Der Graf Potocky steht vor niemand in Polen zurück," erwiderte sie, „und ich habe ihn früher nicht so bescheiden gekannt, daß er die Nähe fremder Monarchen scheuen soll."

„Auch dann nicht, Gräfin," fragte Potocky, „wenn

diese Monarchen Feinde Polens sind, denen ich nicht sagen kann, was ich denke, und nicht sagen mag, was sie von mir zu hören erwarten?"

„Nun, ich meine," erwiderte die Gräfin fast höhnisch, „daß Sie wohl geschickt sind, Ihre Gedanken zu verbergen und auch auszusprechen, was Sie andere wollen glauben lassen."

„Woher ein solcher Vorwurf?" fragte Potocky verwundert und schmerzlich zugleich. „Habe ich Ihnen Veranlassung dazu gegeben?"

„Ich weiß nicht, ob ich das Recht habe, Ihnen einen Vorwurf zu machen," erwiderte die Gräfin; „vielleicht wäre das eine thörichte Anmaßung, aber ich habe in unserer alten Freundschaft das Recht gesucht, von Ihnen Wahrheit und Aufrichtigkeit zu erwarten."

„Und worin hätte ich Sie getäuscht, Gräfin," fragte Potocky, immer mehr befremdet über ihren gereizten Ton, „worin hätte ich es an Wahrheit fehlen lassen bei den wenigen Worten, die wir bisher mit einander gesprochen?"

„Haben Sie mir nicht gesagt," fragte sie mit fast atemloser Hast, „daß Ihr Herz nicht im Auslande geblieben sei?"

Er sah sie groß an und sagte dann ernst:

„Es war die Wahrheit, Gräfin! Mein Herz gehört dem Vaterlande, und im Vaterlande," fuhr er mit warm aufleuchtenden Blicken fort, „hoffe ich mein Glück zu finden, wenn mir überhaupt das Herzensglück auf Erden beschieden ist."

„Ich verlange keine Bekenntnisse, Graf Ignaz,“ sagte die Gräfin, „verschweigen Sie mir, was Sie verschweigen wollen, und ich werde dennoch Ihre Freundin bleiben, so weit eine Freundschaft ohne Vertrauen möglich ist; aber belügen Sie mich nicht, hören Sie wohl, ich hasse die Unwahrheit, und, bei Gott, für eine Unwahrheit würde ich mich rächen, unerbittlich rächen!“

Potocky lächelte wehmütig.

„Sie werden dazu keine Veranlassung finden, Helena,“ sagte er, „ich schwöre Ihnen, daß ich in dem befreiten und wiedergeborenen Vaterlande mein Glück zu finden hoffe.“

„Dann müssen Sie des Vaterlandes Feinde vor allem niederzuwerfen streben, Graf Ignazy,“ erwiderte die Gräfin, „und heute wahrlich sehen wir deren genug hier versammelt, selbst Ihrem Bruder Felix traue ich nicht ganz, und der Schlimmste von allen ist Sosnowsky, der bleiche Heuchler — oder nein, er ist kein Heuchler, ein frecher Verräter, der seinen Verrat offen zur Schau trägt, so sicher ist er seiner Sache, daß er es wagt, nicht mehr zu heucheln, daß er den Mut hat, sein wahres Gesicht zu zeigen, der Elende, der sogar sein eigenes Kind verkauft hat als Preis für die Gunst und für das Gold der russischen Zwingherrschaft!“

„Sie wissen, Gräfin?“ rief Potocky erschrocken.

„Ah,“ sagte sie lachend, „ich erzähle Ihnen da also nichts Neues, Graf Ignazy, Sie kennen die Herzensgeschichte der armen Louise Sosnowska, welche dem elenden

Bobrinsky verkauft werden soll, den die Kaiserin wagt, an ihrer Seite der Welt zu zeigen?"

„Ich habe davon sprechen gehört," sagte Potocky befangen.

„Nun, so lassen wir diese traurige Geschichte," unterbrach ihn die Gräfin, indem sie ihre Hand aus seinem Arm zurückzog und ihn von der Seite herauf mit einem Blick ansah, vor dem er sich entsetzt haben würde, wenn er ihn gesehen hätte — „lassen wir diese traurige Geschichte — was thut ein Opfer mehr oder weniger? Polen hat deren schon viele gebracht und wird ihrer noch mehr bringen — traurige Geschichten gehören nicht hieher, denn hier soll ja alles fröhlich und vergnügt sein auf Befehl der großmächtigen Kaiserin. Vergessen Sie nicht, Graf Ignazy, daß der Preis meiner Freundschaft Wahrheit und Vertrauen heißt und daß ich für den falschen Freund die Rache bereit halte!"

Sie schritt so schnell fort, daß es fast schien, als ob sie das Gespräch abbrechen wolle.

Er folgte ihr in Gedanken versunken, ohne auf ihre letzten Worte zu achten.

Der Weg mündete in ein freies, von steinernen Grotten umgebenes Rondel, in dessen Mitte ein Wasserstrahl aus einem Marmorbassin aufstieg und in seinem Niederfall die stäubenden Tropfen in dem Strahl der sinkenden Sonne funkeln ließ.

Hier stand die Gräfin Bruce mit mehreren Damen

des Hofes, welche der Adjutant der Kaiserin, Rimsky Korsakow, laut lachend in seiner selbstbewußten und selbstgefälligen Weise unterhielt.

Louise Sosnowska befand sich bei der Gesellschaft, sie stand ein wenig seitwärts und blickte wie träumend auf das Wasserbassin, in das die blinkenden Tropfen niederfielen.

Als die Gräfin Branicka mit Potocky aus dem Schatten der Allee in das Rondel trat, blickte sie auf, und eine dunkle Röte überzog ihr Gesicht.

Als ob sie dies verbergen wolle, bückte sie sich nieder und spielte mit ihren Fingerspitzen in dem klaren Wasser.

Aus den Lippen der Gräfin Helena drang ein leiser, zischender Ton, aber unbefangen lächelnd trat sie zu der Gesellschaft heran und nahm mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Geistes an der Unterhaltung teil.

Potocky näherte sich Louise nicht, er wechselte einige gleichgiltige Worte mit einer der andern Damen, und als bald darauf die Gräfin Bruce den Platz verließ, verschwand er schnell, und nur von Helena bemerkt, in einem schmalen Seitenpfade des Gebüsches.

Er eilte, den Hof des Palastes durchschreitend, nach seiner Wohnung in dem bescheidenen Hause eines jüdischen Handelsmannes. Vor diesem Hause fand er den alten Micislav Boczwin, dem die Abzeichen des erzbischöflichen Dienstes auf seinem Jagdrock überall Durchlaß durch die Wachposten verschafften.

Er winkte dem Alten, zu folgen, und trat, die ehrerbietige Begrüßung seiner Wirtsleute ungeduldig zurückweisend, in sein kleines Zimmer.

Hier erwarteten ihn Kolontay und Zajonczek.

„Louise ist bereit,“ rief er, „alles zu wagen — im Gedränge des Festes wird es mir leicht sein, sie aus den Sälen zu führen, und es wird lange dauern, bis man ihre Abwesenheit bemerkt. Wenn das Glück dem armen Thaddäus wohl will, so ist sie gerettet!“

„Sprecht nicht vom Glück, gnädiger Herr,“ sagte der alte Micislav ernst und feierlich, „das ist eine alte heidnische Göttin, die ich abgebildet gesehen habe mit verbundenen Augen auf dem Schlosse zu Bialystock — ich bitte für meinen lieben Herrn Thaddäus den lieben Gott um seinen Beistand, dessen Auge offen steht für alle Leiden der Menschen auf Erden, und der einem so edlen und so frommen Herrn, wie es der Herr Thaddäus Kosciusko ist, helfen wird.“

„Du hast recht, alter Micislav,“ sagte Potocky, indem er die Hand des Waldhüters drückte; „doch,“ sagte er, „wie hast Du Deinen Plan gemacht und wohin sollen wir Louise führen?“

„Ich habe alles überlegt mit dem Herrn Thaddäus,“ sagte der Alte; „wir können mit den Pferden nur draußen vor den Thoren der Stadt halten. Ihr wißt, gnädiger Herr, das Thor, durch welches Ihr herausgeritten seid, um nach meinem Hause zu kommen.“

„Ganz recht — und weiter?“

„Nun,“ fuhr der Alte fort, „es würde auffallen, wenn eine Dame im Festkleide durch die Straßen der Stadt ritte, ebenso auch wenn sie zu Fuß ginge; ich habe eine alte Sänfte herbeigeschafft aus den Remisen des Erzbischofs mit Hilfe eines Freundes unter der Dienerschaft, der verschwiegen ist wie ein Grab. Zwei von Euren Dienern, denen Ihr vertrauen könnt, müssen mit dieser Sänfte vor dem Hof des Palastes halten, Ihr und die beiden anderen Herren müßt die Dame herausführen und sie bis zum Thore geleiten. Vornehme Herren, die einer Dame das Geleit geben, werden nicht auffallen, und nach dem Thore zu gibt es keine Neugierigen mehr auf den Straßen, da alles um das Schloß sich zusammendrängt. Die Dame wird freilich nicht die Kleider wechseln können, aber ich habe für einen Mantel gesorgt, wie ihn die Dienerinnen und Bürgerfrauen tragen, die Grenze ist ja nicht fern, Herr Thaddäus kennt den Weg und zwischen Rußland und unserem armen Polen wird ja die Grenze jetzt kaum bewacht. Gleich hinter derselben liegt der Forst des erlauchten Fürsten Radziwill, nicht weit vom Wege ab wohnt meine Schwester, ihr Mann ist Waldwärter des Fürsten, wie ich hier des Erzbischofs, er ist treu und verschwiegen. Dort wird das edle Fräulein sicher und unerkannt bleiben können, bis die Nachforschungen vorüber sind und sie sicher weiter gebracht werden kann ins Ausland. Das ist mein Plan, zu dem ich alles vorbereitet

habe, und ich glaube, er ist gut und wird gelingen, wenn Ihr, gnädiger Herr, zwei Diener für die Sänfte habt, denen Ihr vertrauen könnt."

„Meine Diener sind treu wie Gold und lassen ihr Leben für mich," sagte Potocky. „Kolontay und Zajonczek," fuhr er fort, „ihr müßt euch in meiner Nähe halten in den Festsälen. Ich werde den günstigen Augenblick erspähen, und wenn ich euch das Zeichen gebe, so eilt voraus auf die Straße, um mich dort zu erwarten, damit wir Louisens Sänfte zur Stadt hinausgeleiten können. Alles ist also wohl geordnet und bereit. Eile zurück zu Thaddäus, mein alter Micislav, bringe ihm unsere Grüße und sage ihm, daß er auf uns zählen könne, daß in wenigen Stunden seine Louise gerettet sein werde, — wenn Gott Gelingen gibt," fügte er hinzu, als er sah, daß der Alte sich bekreuzigte und dann mit gefalteten Händen einige leise Worte murmelte.

Eiligen Schrittes kehrte der alte Boczwin dann durch die Straßen der Stadt zum Walde zurück. Niemand achtete auf ihn. Man kannte den Waldwärter des Erzbischofs und war gewöhnt, ihn finster und schweigend seines Weges gehen zu sehen.

Potocky, Kolontay und Zajonczek blieben noch eine Zeit lang beisammen, dann gingen sie, nachdem Potocky zweien seiner zuverlässigsten Diener seine Befehle erteilt hatte, einzeln nach dem Palais zurück, wo bald das Ballfest der Kaiserin seinen Anfang nehmen sollte.

Der alte Micislav brachte nach seiner Waldhütte die frohe Botschaft, daß alles bereit sei und Gelingen verspreche.

Kosciusko umarmte den Alten in jubelnder Freude und erwartete in fieberhafter Ungeduld die Nacht, indem er bald seine Sattelpistolen prüfte, bald das Reitzeug des Pferdes untersuchte, das Micislav aus Potockys Stall schon am frühen Morgen nach dem Waldhause für Louise herausgebracht hatte und das mit einem Damensattel belegt war, den der Alte in den Sattelkammern des erzbischöflichen Palais gefunden.

*

Hell strahlten die Fenster des Jantschinschen Palastes in die dunkle Nacht hinaus und zahllose Neugierige drängten sich um die Gitter des Hofes, ohne etwas anderes zu sehen, als die an den Fenstern vorüberschwebenden Schatten oder die an dem offenen Portal des Vestibüls hin und her eilenden Lakaien.

Auf dem Hof standen nur einzelne Sänften, den Pferden und Wagen war der Eintritt in den Hofraum verboten, um gefährliches Gedränge zu vermeiden.

Eine dieser Sänften war wie zufällig in einen dunklen Winkel in der Nähe des Parks gestellt, unmittelbar neben einen Seitenausgang des Palais, von welchem eine schmale Treppe zu den großen Gesellschaftsräumen führte.

Vor diesem Ausgange, wie vor allen Thüren, stand

ein Kosakenposten mit gezogenem Säbel, aber der Dienst war hier nicht streng und wurde gewissermaßen nur formell gehandhabt, so daß der Kosak kein Bedenken trug, sich mit den Sänftenträgern in ein freundliches Gespräch einzulassen und manchen Schluck aus der Flasche zu nehmen, die sie ihm darboten.

In den großen, von zahllosen Kerzen strahlend erleuchteten Räumen wogte die glänzende Gesellschaft auf und nieder.

Die Damen sowohl wie die Herren hatten in dem Reichtum ihrer Toiletten noch den Glanz überboten, den sie bei dem Diner gezeigt, und noch blendender strahlten im Kerzenlicht die Edelsteine aller Farben.

Man erwartete die allerhöchsten Herrschaften, denn hier bei den Hoffesten hatte der Kaiser Josef sich entschließen müssen, sein Inkognito abzulegen, um die Kaiserin nicht in Verlegenheit zu setzen, wie sie den Grafen von Falkenstein empfangen solle. Doch war nicht wie sonst eine Estrade mit einem Baldachin aufgeschlagen, sondern es standen nur an der Langseite des Saales zwei Fauteuils zu den beiden Seiten eines Spieltisches für die Majestäten bereit.

Unter den glänzenden, von Goldstickerei und Edelsteinen schimmernden Galaanzügen des russischen Hofes fielen des Kaisers Adjutanten, die Grafen von Palffy und Podstatsky, durch ihre einfachen weißen Uniformen, sowie durch ihre vornehme und elegante Haltung auf und beide waren

der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit von seiten der ganzen russischen Gesellschaft.

Die Gräfin Branicka war von einem zahlreichen Kreise umringt und schien noch heiterer, stolzer und siegesgewisser als am Tage. Ignaz Potocky unterhielt sich eifriger und artiger, als er es sonst pflegte, mit den Herren des russischen Hofes. Sein Bruder Felix hatte auch hier das polnische Nationalkostüm mit den Abzeichen seiner Würde als Großfeldherr beibehalten und unterhielt sich lebhaft mit dem Fürsten Besborodko und dem Grafen Cobenzl — wie immer verstand er es, als der Mittelpunkt des ihn umgebenden Kreises zu erscheinen.

Louise Sosnowska trug ein weißes Seidenkleid mit reichem Schmuck von Edelsteinen; sie war blendend schön, die innere Erregung gab ihren Augen Glanz und ihren Wangen Farbe. Die Besorgnis, daß man in ihren Gedanken lesen könne, ließ sie Potockys Rat, so heiter und fröhlich als möglich zu erscheinen, auf das strengste befolgen; sie scherzte und lachte mit den Herren, welche sie bewundernd umgaben, und wenn auch ihr Lachen zuweilen etwas gezwungen klang, so bemerkte doch niemand etwas von der Angst und Unruhe, die ihre Seele verzehrten, sie sprach sogar freundlich mit dem Grafen Bobrinsky, der sich ihr wieder genähert hatte, und hörte lächelnd die stutzerhaften Schmeicheleien an, die er ihr mit einer Vertraulichkeit, vor der sie innerlich schauderte, ins Ohrt flüsterte.

Ihr Vater betrachtete sie wohlgefällig, und je eifriger

Bobrinsky ihr den Hof machte, um so zufriedener wurde seine Miene, da er wohl glauben mochte, daß seine Mahnungen und Drohungen das veränderte Benehmen seiner Tochter veranlaßt hätten.

Auch die Gräfin Branicka ließ Louise nicht aus den Augen und wählte, scheinbar ganz unbefangen und zufällig, ihren Platz stets so, daß sie jede Miene und Bewegung des jungen Mädchens beobachten konnte.

Nachdem die Gesellschaft etwa eine halbe Stunde versammelt war, erschien der Fürst Potemkin, durch einen Seiteneingang eintretend, und alles drängte ihm entgegen, dem mächtigen Minister zu huldigen.

Fast unmittelbar darauf wurde auch von ihm die Aufmerksamkeit wieder abgelenkt, denn unter den Falten der Portière, vor dem Eingange nach den Gemächern der Kaiserin, trat Rimsky Korzakow hervor, flüsterte dem mit dem großem Stabe bereitstehenden Grafen Stroganow einige Worte zu und nahm dann seinen Platz hinter dem für die Kaiserin bestimmten Fauteuil.

Zwei Pagen schlugen die Thürvorhänge weit auseinander. Graf Stroganow stieß dreimal laut schallend mit seinem Stabe auf den Boden und die beiden Majestäten erschienen auf der Schwelle.

Josef trug dasselbe einfache Kostüm wie am Tage. Auch die Kaiserin erschien diesmal, dem Geschmack ihres Gastes sich anschließend, in einer ganz einfachen weißen französischen Robe, welche nur durch den reichen Spitzen-

besatz von unschätzbarem Wert sich vor den Toiletten aller übrigen Damen auszeichnete. Man sah an ihr keinen weiteren Schmuck als die Edelsteine auf dem Bügel der kleinen byzantinischen Krone, welche sie stets auf dem Kopf trug, sobald sie öffentlich erschien. Das blaue Band und der Stern des St. Andreasordens schmückten ihre Brust ebenso wie die des Kaisers.

Alle Häupter neigten sich.

Potemkin eilte zuerst den Majestäten entgegen und begleitete dieselben unter Vorantritt des Oberkammerherrn nach den beiden Sesseln.

Einen Augenblick nahmen der Kaiser und die Kaiserin hier die Begrüßung der vornehmsten Damen und der obersten Würdenträger entgegen. Dann erhoben sich beide wieder, die Musik begann und Josef führte die Kaiserin nach dem Tanzsaal, um mit ihr durch eine feierliche Menuette den Ball zu eröffnen.

Potemkin reichte der Gräfin Branicka die Hand und stellte sich den kaiserlichen Herrschaften gegenüber.

Bobrinsky führte Louise Sosnowska und flüsterte ihr leidenschaftliche Worte zu, welche sie, alle ihre Willenskraft aufbietend, lächelnd anhörte.

Katharina tanzte mit außerordentlicher Anmut.

Der Kaiser Josef leuchtete allen voran durch seine zierlichen und zugleich ritterlichen Bewegungen, und das kaiserliche Paar schien den kunstvollen und feierlichen Tanz zum einzigen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu machen

und nur darauf bedacht zu sein, sich während der verschlungenen Touren desselben jene geistvoll pointirten Bonmots und Komplimente zu sagen, welche den Charakter der Salonunterhaltung jener Zeit bildeten und der heutigen Gesellschaft fast ganz verloren gegangen sind.

Bobrinsky sprach immer feuriger und eindringlicher mit Louise, so daß er zuweilen sogar die Touren vergaß und den Tanz in Unordnung brachte, was bei jedem andern ein unverzeihlicher Verstoß gewesen wäre, während bei ihm der Graf Stroganow sich begnügte, diensteifrig heranzueilen und auf den begangenen Fehler aufmerksam zu machen.

Bobrinsky sprach mit Louise von den Plänen ihres Vaters und der Kaiserin und machte ihr in seiner stutzerhaft selbstgefälligen und dabei plump übermütigen Weise eine vollständige Liebeserklärung, wobei er vorauszusetzen schien, daß das junge Mädchen dies als eine ganz besondere Auszeichnung freudig und dankbar aufnehmen müsse.

Der Unwille trieb ihr das Blut in die Wangen, aber sie drängte die Worte der Entrüstung, welche auf ihren Lippen zitterten, zurück und senkte schweigend den Blick zu Boden.

Bobrinsky mochte das für mädchenhafte Schüchternheit halten, immer leidenschaftlicher wurde seine Sprache und er wagte es sogar, Louisens Hand während des Tanzes zärtlich an seine Lippen zu drücken.

Sie erbebte vor Zorn, aber dennoch zog sie ihre Hand

nur zögernd zurück, und wieder schien Bobrinsky ihr Zittern und Erröten günstig für sich auszulegen.

Als der Tanz beendet war, kam er zu Sosnowsky, legte seinen Arm um dessen Schulter und flüsterte ihm zu:

„Ihre Tochter ist das schönste und reizendste Weib, das ich kenne, die Kaiserin hat wahrlich recht, daß sie mich zu Ihrem Schwiegersohn machen will — die schöne Louise liebt mich und, bei Gott, ich werde über meine reizende Frau alle anderen Weiber der Welt vergessen!“

„Sagte ich es Ihnen nicht, mein teuerster Graf?“ erwiderte Sosnowsky; „meine Tochter ist noch fremd in der Welt und war bei Ihrer ersten Begegnung erschrocken; ich wußte es ja, daß es Ihnen gelingen müßte, ihr Herz zu wecken und sie zu erziehen.“

Ganz strahlend vor stolzer Freude schritt er an der Seite des Grafen durch die Säle, der seinen Arm genommen hatte und eifrig mit ihm weiter plauderte.

Josef hatte Katharina wieder zu ihrem Lehnsessel geführt und an ihrer Seite Platz genommen.

Beide hielten, wie um symbolisch das Spiel anzudeuten, Karten in den Händen. Potemkin und die Gräfin Bruce standen neben den Höchsten Herrschaften und die Damen und Herren der vornehmsten Kreise traten einzeln nach einander heran, um den Majestäten ihren Hof zu machen.

Josef schien ein wenig gelangweilt und ungeduldig, er würde sich lieber in fröhlicher, freier Bewegung in die

Gesellschaft gemischt haben, aber er mußte ja an der Seite der Kaiserin ausharren und fügte sich mit so guter Miene als möglich dem seiner Natur so lästigen Zwange.

Auch die Gräfin Branicka war an den Spieltisch der Majestäten herangetreten, aber sobald es ihr unbemerkt möglich war, zog sie sich wieder zurück und eilte nach dem Tanzsaal, wo unterdes der Tanz seinen Fortgang nahm.

Die Herren drängten sich heran, ihr die Hand zu reichen, und sie schien, strahlend in Heiterkeit und übermütiger Laune, nur dem Vergnügen zu leben, während ihre blitzenden Augen sich fast keinen Augenblick von Louise Sosnowska abwendeten.

Sie bemerkte es denn auch, als am Schlusse einer Quadrille Ignaz Potocky, der sich bisher in dem Seitenzimmer zurückgehalten hatte, in den Saal trat. Seine Blicke suchten Louise, und als der Tanz beendet war, kam er langsam, bald mit dem einen, bald mit dem andern aus der Gesellschaft einige Worte wechselnd, zu ihr heran; er schien heiter und lachend ein gleichgiltiges Gespräch mit ihr zu beginnen, und während desselben gingen beide in ein Nebenzimmer, dem sich eine Reihe von kleinen Gemächern anschloß.

Diese Zimmer waren leer, denn die ganze Gesellschaft hielt sich im Tanzsaal oder in dem Zimmer der Majestäten auf, um ja dem Allerhöchsten Lichtkreise nicht zu fern zu sein.

Die Gräfin Branicka folgte unbemerkt, sich im Schatten

der Thürvorhänge oder hinter den Blumengruppen verbergend, und sah, wie Ignaz Potocky und Louise durch die leeren Zimmer immer schneller vorwärts schritten.

In dem letzten Zimmer der Reihe warteten Kolontay und Zajonczek.

Die Gräfin Branicka schlüpfte wieder hinter den Thürvorhang und sah, wie Louise, von den drei Herren begleitet, durch eine Ausgangsthür verschwand.

Sie wartete noch einen Augenblick, dann öffnete sie vorsichtig die Ausgangsthür und sah einen erleuchteten Korridor vor sich, in welchem die Schritte der Vorangehenden laut widerhallten.

Sie rang die Hände und flüsterte in zischendem Ton:

„Sie werden mir entkommen — es ist unmöglich, ihnen in diesem Anzug zu folgen.“

Einen Augenblick stand sie ratlos, dann faßte sie den seidenen Thürvorhang, riß ihn mit einem kräftigen Ruck herab und hüllte sich darin wie in einen weiten Mantel ein.

Leise auftretend eilte sie darauf durch den Korridor weiter.

Bald wehte ihr ein scharfer Luftzug entgegen.

Vorsichtig näherte sie sich der ins Freie führenden Thür und sah, wie von zwei Trägern eine Sänfte fortgetragen wurde, an deren Schlag Ignaz Potocky ging, während Kolontay und Zajonczek folgten.

Sie wartete einige Minuten, dann hüllte sie sich noch fester in ihren improvisirten Mantel und trat ebenfalls in das Freie hinaus.

Der Kosak der Wache sah sie erstaunt an und schien sie anhalten zu wollen.

„Ist eben nicht eine Dame hier herausgekommen?“ fragte sie stolz und gebieterisch, indem sie ihren Mantel ein wenig öffnete.

Der Kosak sah die strahlenden Juwelen und antwortete ehrerbietig:

„Dort in der Sänfte am Eingange des Hofes!“

„Gut,“ sagte die Gräfin, „so kann ich sie noch einholen.“

Und schnell folgte sie der in einiger Entfernung noch sichtbaren Sänfte.

In dem hell beleuchteten Hof trat ihr niemand in den Weg, — die Wachen mochten sie für eine Zofe halten, welche der Dame in der Sänfte folgte. Jedenfalls war eine Frau, welche das Palais verließ, nicht gefährlich. Ungehindert setzte sie ihren Weg durch die Massen des Volks fort, welche den Hof umringten, und als sie endlich die menschenleeren und dunklen Straßen erreicht hatte, war es ihr leicht, dem vor ihr herschreitenden Zuge zu folgen, indem sie, an den Häusern und Gartenzäunen vor aller Beobachtung geschützt, einem Schatten gleich dahinglitt.

Die Vorstadt war lang ausgedehnt, da lauter einzelne Häuser, von Gärten umgeben, die Straße bildeten, und obwohl die Sänftenträger kräftig ausschritten, dauerte es doch lange, bis man die freie Landstraße erreichte.

Noch eine kurze Zeit ging der Zug weiter.

Die Gräfin folgte, durch das Waldgebüsch an der Seite der Straße gedeckt. Da hörte sie das Wiehern von Pferden, dann einen halb unterdrückten jubelnden Aufschrei, flüsternde Stimmen und endlich Hufschläge galoppirender Pferde, welche bald in der Ferne verhallten.

„Ha, der Schändliche!" knirschte die Gräfin, indem sie die Hand auf ihr hochklopfendes Herz preßte. „Das also war es, was ihn hieher geführt? Dieses Kind liebt er so sehr, daß er für sie sein Vaterland aufgibt und dem Kerker und der Verbannung trotzt? — Um ihretwillen verschmäht er meine Liebe, die er gelesen haben muß in meinen Augen von den Tagen unserer Kindheit an, die ich ihm bewahrt habe wie eine köstliche Blüte, die ich keines andern für wert hielt! Wehe ihm — wehe dem Falschen!"

Ein schmerzlicher Klagelaut klang aus ihrer Brust herauf, dann aber richtete sie sich wieder hoch auf, ihre Augen funkelten durch die Dunkelheit, drohend erhob sie die Hand und rief:

„Ja, er ist falsch und treulos. Hat er sich nicht meinen Freund genannt — habe ich nicht Wahrheit von ihm verlangt — habe ich nicht ein Recht auf sein Vertrauen? Hätte er in meinem Herzen nicht gelesen, so würde er der Jugendfreundin vertraut haben — aber, o der Schändliche, er kennt meine Liebe für ihn und darum hat er mir seine Liebe verborgen — spotten wird er der Verschmähten in den Armen dieses Kindes! Hätte er

mir die Wahrheit gesagt, ich hätte ihm verzeihen können, aber ich wäre seines Spottes, seiner Verachtung wert, wenn ich solchen Frevel an meinem Herzen ungestraft ließe, an meinem Herzen, das immer noch an die Hoffnung sich klammerte, das niemand als ihn für würdig hielt, die Blume meiner Liebe zu pflücken. Ich habe ihm Rache geschworen, und meinen Schwur will ich halten. Sie sollen meiner nicht spotten — ich will mich nicht selbst verachten!"

Lauschend beugte sie sich vor.

Sie hörte Schritte und Stimmen durch die Dunkelheit.

„Sie kehren zurück, die Helfer seiner Flucht — ihnen voraus muß ich eilen, um die Geister meiner Rache zu entfesseln, damit sie sich an seine Fersen heften und ihn sicher ereilen. Nichtswürdig ist das Weib, das seine verschmähte Liebe nicht zu rächen weiß."

Schnell wie ein Geist der Nacht flog sie über die Straße dahin. Bald verhallten weit hinter ihr die Schritte der Sänftenträger und ihrer Begleiter.

Sie drängte sich durch die Neugierigen am Hofe.

Die Wache fragte nach ihrem Begehr, als sie durch das Gitterthor trat.

„Eine Botschaft für die Gräfin Branicka," rief sie, schnell davoneilend, und der Soldat, der sie für eine Zofe halten mochte, ließ sie ruhig gehen.

Sie kam an die Hinterthür des Parks.

Der Kosak, welcher sie wieder erkannte, trat ehrerbietig zur Seite und blickte ihr dann kopfschüttelnd nach.

Er vermochte es nicht zu begreifen, was der Verkehr der schönen, von Edelsteinen strahlenden Dame an dieser kleinen, nur für die Dienerschaft bestimmten Hintertreppe bedeuten solle, aber — was kümmerte das einen Soldaten im Dienst? Er setzte sich auf die Stufen der Treppe nieder und überließ sich einem beschaulichen Nachdenken, das bald mit einem friedlichen Schlummer sehr viel Aehnlichkeit hatte.

Die Gräfin flog die Treppe hinauf, warf ihren improvisirten Mantel von sich und trat, schöner als je in ihrer flammenden Erregung, in den Tanzsaal, in welchem eben die Paare sich zu einer Sarabande ordneten.

Graf Bobrinsky, der unruhig suchend zwischen den Paaren hin und her ging, trat ihr entgegen.

„Verzeihen Sie, Gräfin," sagte er, „ich suche überall die Tochter des Vizekronfeldherrn. Auch Sie waren verschwunden; ich glaubte, daß Sie sich mit Fräulein Louise zurückgezogen hätten. Können Sie mir sagen, wo ich sie finde? Ich hoffe nicht, daß ihr irgend ein Unfall zugestoßen, daß sie unpäßlich geworden ist — die Hitze ist zu groß."

„Ich hatte mich zurückgezogen," erwiderte die Gräfin, „weil ich etwas an meiner Toilette ändern mußte — vielleicht ist Fräulein Louise Aehnliches widerfahren — vielleicht auch mag sie unwohl geworden sein — sie scheint

von zarter Gesundheit — dort ist ein Ausgang, durch den man sich unbemerkt entfernen kann — vielleicht ist sie nach Hause zurückgekehrt. Warten Sie, Graf Bobrinsky, hoffentlich wird sie bald wieder hier sein, doch suchen und forschen Sie weiter, aber ohne Aufsehen zu erregen — man darf niemals eine Dame der öffentlichen Nachforschung aussetzen."

Sie ließ ihn stehen und eilte durch die Gemächer in das Zimmer, in welchem die Majestäten, an dem symbolischen Spieltisch sitzend, ihren Cercle hielten.

Bobrinsky blieb einen Augenblick nachdenkend stehen, dann flog ein selbstgefälliges Lächeln über sein Gesicht.

„Sie hat mir dort einen Ausgang gezeigt," flüsterte er vor sich hin, „sollte sie dennoch wissen, wo Louise ist — sollte die Kleine, die so schüchtern und spröde vor der Gesellschaft that, sich in die einsamen Nebenzimmer oder gar in den Park zurückgezogen haben, um mir Gelegenheit zu geben, unser Gespräch unter vier Augen fortzusetzen?"

Er durcheilte die Zimmerreihe, aus welcher die Gräfin gekommen war, und durchforschte jede lauschige Ecke, jeden unter Blättern und Blumen verborgenen Ruheplatz.

So kam er an den Ausgang und trat auf den Korridor hinaus. Er stieg die Seitentreppe hinab und stieß mit dem Fuß an den träumenden Kosaken.

Dieser fuhr empor und stellte sich erschrocken in militärischer Haltung auf.

„So thust Du Deinen Dienst?“ fragte Bobrinsky streng, während er zugleich über das schlaftrunkene Gesicht des Soldaten lachen mußte.

„Verzeiht, gnädiger Herr, verzeiht,“ bat dieser, „ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist, habt Mitleid mit dem armen Iwan und zeigt es nicht an, daß Ihr mich schlafend gefunden.“

„Ich will schweigen,“ sagte Bobrinsky, „wenn Du mir genau die Wahrheit sagst, ob hier jemand hinausgegangen ist, oder hast Du so fest geschlafen, daß man über Dich hätte hinwegsteigen können?“

„Nicht doch, gnädiger Herr, nicht doch,“ beteuerte der Kosak, „ich habe alles gesehen — es ist jemand hinausgegangen — eine Dame —“

„Im weißen Kleide — mit Edelsteinen?“

„Ganz recht, ganz recht, gnädiger Herr, sie stieg in eine Sänfte, die sie erwartete, und wurde darin fortgetragen.“

„Fortgetragen in einer Sänfte?“ sagte Bobrinsky unmutig, enttäuscht. „Teufel, dann ist sie doch wohl krank geworden und nach Hause zurückgekehrt!“

„Sie sah blaß aus und zitterte, das habe ich wohl gesehen,“ sagte der Kosak, „und eine andere Frau folgte ihr und lief der Sänfte nach, es mag wohl eine Dienerin gewesen sein. Die andere aber —“

Bobrinsky hörte nicht weiter.

„Sie ist krank, sie ist nach Hause zurückgekehrt,“ sagte er, „das thut mir weh — es scheint wahrlich, daß ich

ernsthaft in die Kleine verliebt bin. Ihr Vater muß das wissen, die Aermste darf nicht ohne Beistand bleiben —"

Eilig stieg er die Treppe wieder hinauf.

Kopfschüttelnd sah ihm der Kosak wieder nach.

„Bei allen Heiligen," sagte er, „diese Treppe muß verhext sein! Ich freute mich über den ruhigen und bequemen Posten an dieser Thür, durch die niemand zu gehen hat, und nun scheint es, daß gerade hier alle Welt aus und ein läuft — nun muß ich mich wohl wach halten."

Leise vor sich hinmurrend, stieg er die Stufen vollends hinab und begann draußen im Park mit gleichmäßigen Schritten auf und ab zu gehen.

In dem Zimmer der Kaiserin stand der Vizekronfeldherr Sosnowsky nicht weit von dem Spieltisch der Majestäten. Sein Gesicht strahlte von stolzer Freude.

Die Kaiserin hatte äußerst gnädig mit ihm gesprochen, Potemkin hatte vertraulich herablassend mit ihm gescherzt und Bobrinsky war nicht müde geworden, ihm Louisens Schönheit zu rühmen, so daß er die Zukunft in den glänzendsten Bildern vor sich sah und nicht darauf achtete, daß viele der polnischen Herren sich finster von ihm abwendeten, wenn er zu ihnen herantrat.

Da fühlte er einen Fächerschlag auf seiner Schulter.

Er erblickte neben sich die Gräfin Branicka, welche sonst sich meist von ihm fern zu halten pflegte.

In seinen Augen blitzte es wie ein höhnischer Triumph auf; er mochte in der Annäherung der Gräfin eine

Anerkennung der glänzenden Zukunft erblicken, welche ihn so lebhaft beschäftigte.

„Graf Bobrinsky sucht Ihre Tochter,“ sagte Helena.

Sosnowsky zuckte lächelnd die Achseln.

„Diese Kinder,“ sagte er, „können doch gar nicht von einander lassen; es ist merkwürdig, wie nach einer so kurzen Bekanntschaft eine so tiefe Neigung entstehen kann —“

„Er wird sie nicht finden,“ sagte die Gräfin mit bitterem Hohnlachen.

„Nicht finden?“ fragte Sosnowsky leichthin.

„Nein, er wird sie nicht finden, denn sie ist nicht mehr hier.“

„Nicht mehr hier — und wo wäre sie? — Sollte ihr ein Unfall zugestoßen sein?“ rief Sosnowsky erschrocken, „das wäre sehr mal-à-propos; sollte sie in ihrem trotzigen Eigensinn es gewagt haben,“ fuhr er, sich vergessend, fort, „das wäre —“

„Sie hat es gewagt,“ fiel die Gräfin ein; „Sie mußten wachsamer sein, Graf Sosnowsky, um ein Mädchen zu hüten, die Sie zu einer verhaßten Verbindung zwingen wollen.“

„Um Gottes willen, Gräfin,“ rief Sosnowsky, „lassen Sie die Rätsel, es ist keine Zeit dazu! Wo ist Louise?“

„Auf dem Wege nach der Grenze,“ erwiderte die Gräfin, „an der Seite des Mannes, den sie, wie es scheint, dem Grafen Bobrinsky vorzieht.“

Sosnowskys Gesicht wurde erdfahl. Einen Augenblick

stand er sprachlos, dann faßte er wie krampfhaft den Arm der Gräfin und sagte mit keuchendem Ton:

„An der Seite eines Mannes, sagen Sie? Der Wahnsinnige, er hätte es gewagt?“

„Es scheint, daß er es gewagt hat,“ erwiderte die Gräfin, „denn während wir hier sprechen, fliegen beide auf schnellen Pferden der Grenze zu; ich selbst habe es gesehen, wie sie davonsprengten in das Dunkel der Nacht hinaus.“

„O,“ sagte Sosnowsky, immer noch fassungslos, „das ist ein Bubenstreich, das ist ein Schlag, der alle meine Pläne zerstört, alle meine Hoffnungen vernichtet! Wo ist der Blitzstrahl des Himmels, um solchen Frevel zu rächen?“

„Man muß dem rächenden Blitzstrahl des Himmels ein wenig zu Hilfe kommen und ihm den Weg zeigen,“ erwiderte die Gräfin. „Das ist Ihre Sache. Vor allem gilt es, die Flüchtigen zurückzubringen und das tiefste Geheimnis über die Sache zu bewahren, damit nicht der Name Ihrer Tochter für immer befleckt werde, denn ich glaube,“ fügte sie spöttisch hinzu, „einer Dame, welche mit einem Herrn nachts über die Landstraße dahinjagt, möchte der gute Graf Bobrinsky, so verliebt er auch ist, kaum seine Hand zu reichen geneigt sein.“

„Sie haben recht, Gräfin,“ sagte Sosnowsky, „Sie haben recht; und Sie versprechen mir Verschwiegenheit?“

„Ich verspreche sie Ihnen,“ erwiderte die Gräfin; „doch was wollen Sie thun? Sie müssen schnell handeln und

große Mittel anwenden, wenn Sie die Flüchtigen ereilen wollen; sie sind auf der Landstraße nach dem Süden davongeritten, aber ich möchte nicht dafür bürgen, daß sie jene Richtung einhalten, auch wenn es möglich wäre, ihre schnellen Pferde einzuholen. Wenn sie klug sind, werden sie jene Straße verlassen und auf anderen Wegen die Grenze zu erreichen suchen."

„Mein Gott, wie soll ich es machen?" jammerte Sosnowsky, „ich habe nur wenige Pferde hier."

„Es gibt nur einen Weg," sagte die Gräfin, „Sie müssen die Hilfe der Kaiserin anrufen; ihre Kosaken sind allein im stande, die Flüchtigen zu verfolgen und sie von der Grenze abzuschneiden."

„Die Kaiserin!" rief Sosnowsky entsetzt, indem er einen scheuen Seitenblick nach dem Spieltisch der Majestäten hinwarf; „o, das ist nicht möglich, sie wird einen solchen Affront nicht verzeihen, sie wird jene Pläne fallen lassen, auf die ich meine ganzen Hoffnungen setzte!"

Gräfin Helena sah ihn mit einem Blick voll tiefer Verachtung an.

„Warum?" fragte sie dann. „Glauben Sie, wenn die Kaiserin die Tochter des Vizekronfeldherrn von Polen mit jenem Grafen Bobrinsky, der ihr so ähnlich sieht, vermählen will, daß sie dabei an das Herzensglück eines girrenden Liebespaares gedacht hat? Sie weiß am besten, daß Liebe und Treue nicht zu einer politischen Ehe gehören! Noch weiß niemand etwas von der Sache, und

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

die Kaiserin versteht es am besten, Verschwiegenheit zu sichern. Doch thun Sie, was Sie wollen; ohne die Kaiserin werden Sie nichts erreichen. Wollen Sie sich ihr nicht anvertrauen, so lassen Sie Ihre Tochter ihren Weg verfolgen und sich mit ihrem Geliebten irgendwo im Auslande ein freundliches Nest bauen; der vollzogenen Thatsache gegenüber werden Sie dann später doch gute Miene zum bösen Spiel machen müssen."

Noch stand Sosnowsky unschlüssig. Da trat der Graf Bobrinsky in das Zimmer und kam eilig zu ihm heran.

„Sie hatten recht, Gräfin," sagte er. „Wie bedaure ich es," fuhr er, zu Sosnowsky gewendet, fort, „daß Ihre reizende Tochter das Fest verlassen hat! Sie hat sich leidend gefühlt und hat sich in einer Sänfte nach Hause tragen lassen, wie mir der Wachposten sagte."

„Sie sehen," flüsterte die Gräfin Helena dem zitternden Sosnowsky zu, „alles geht vortrefflich, die Verschwiegenheit ist gesichert, und wenn die Flüchtigen in aller Stille eingeholt werden, so wird der Schleier des Geheimnisses für immer über diese fatale Sache gebreitet sein und nichts wird der Erfüllung Ihrer Pläne im Wege stehen."

„Ich bitte Sie," sagte Bobrinsky dringend, „gehen Sie, um nach Ihrer Tochter zu sehen — ich bin unruhig um sie — sie bedarf der Hilfe des Arztes — Sie müssen für sie sorgen — senden Sie mir Nachricht!"

„Wie kann ich?" sagte Sosnowsky. „Ich müßte mich

bei Ihrer Majestät beurlauben; es ist kaum möglich, die Kaiserin anzureden."

„Dafür will ich sorgen," rief Bobrinsky, und schnell eilte er zu dem Sessel der Kaiserin heran.

Katharina bemerkte ihn. Sie sah an seiner Miene, daß er ihr etwas zu sagen hatte, und winkte ihn zu sich.

Er flüsterte ihr einige Worte ins Ohr.

Katharinas Blicke richteten sich auf Sosnowsky.

Sie machte ihm ein Zeichen, heranzutreten.

„Ich höre mit tiefem Bedauern, daß Ihre Tochter leidend ist und den Ball hat verlassen müssen," sagte sie freundlich. „Sie werden unruhig sein, ich bitte Sie, sich nicht abhalten zu lassen, um nach Ihrer Tochter zu sehen."

Sosnowsky verbeugte sich, nahe zur Kaiserin heranretend, und flüsterte, nur ihr vernehmbar:

„Ich bitte Eure Majestät um gnädiges Gehör in einer hochwichtigen Angelegenheit, die keinen Aufschub duldet."

Katharina stutzte.

Sie neigte leicht das Haupt und wendete sich dann über den Tisch hin zu dem Kaiser Josef, der mit Potemkin und dem Grafen Felix Potocky sprach.

„Wenn es Eurer Majestät gefällig ist," sagte sie, „so machen wir einen Gang durch die Säle, damit auch die jüngere Welt die Ehre hat, von meinem erhabenen Gast beachtet zu werden."

Der Kaiser atmete wie erleichtert auf und erhob sich schnell.

„Ich will Eurer Majestät keinen Zwang auferlegen," sagte Katharina, als er ihr den Arm bot, „Sie werden sich frei mit der Gesellschaft unterhalten wollen, machen wir unsern Cercle bis zum Souper."

Josef verneigte sich dankend und eilte sogleich nach den Nebensälen hin.

Katharina trat mit Sosnowsky ein wenig seitwärts und man sah, wie er eifrig sprach, während sie ihn aufmerksam anhörte. Niemand fiel dies auf, da sie gerade die polnischen Großen ganz besonders auszeichnete.

Nach einiger Zeit winkte die Kaiserin Rimsky Korzakow heran und erteilte ihm einen Befehl, was auch häufig vorkam und nicht auffällig war.

Der Adjutant ging sogleich durch die Thür, welche nach den kaiserlichen Gemächern führte, hinaus.

Die Kaiserin sprach noch einige Augenblicke mit Sosnowsky, dann sagte sie so laut, daß man es in den nächststehenden Gruppen hören konnte:

„Eilen Sie also nach Hause, Graf Sosnowsky, sorgen Sie für Ihre Tochter und sprechen Sie ihr mein herzlichstes Bedauern über ihre Unpäßlichkeit aus, die hoffentlich nach einer ruhigen Nacht vorübergehen wird. Sagen Sie ihr auch," fügte sie mit anmutigem Lächeln hinzu, „daß der Graf Bobrinsky untröstlich sei über ihre Entfernung und mit Sehnsucht auf eine gute Nachricht von ihr harre."

„Untröstlich, ganz untröstlich!" rief Bobrinsky. „Das

Fest hat für mich seinen Reiz verloren, seitdem Fräulein Louise nicht mehr da ist.“

Die Kaiserin reichte Sosnowsky die Hand zum Kuß und der Vizekronfeldherr verließ, von Bobrinsky bis zur Thür begleitet, die Säle.

In einem Augenblick wußte die ganze Gesellschaft, daß Louise Sosnowska unpäßlich geworden sei und daß unter dem beifälligen Lächeln der Kaiserin der Graf Bobrinsky ihrem Vater sein schmerzliches Bedauern über ihre Abwesenheit ausgesprochen habe.

Damit war der Plan, welcher Sosnowsky so sehr am Herzen lag und von dem am Morgen nur wenige sich flüsternd unterhalten hatten, zum öffentlichen Geheimnis und zum Gegenstand des allgemeinen Gesprächs geworden.

Viele der polnischen Herren sprachen unter einander in bitteren Worten ihren Unwillen und ihre Verachtung gegen Sosnowsky aus, den sie einen Landesverräter nannten, manche aber beneideten ihn im stillen wegen seines Glücks, das ihn dem Lichtkreis der allmächtigen Selbstherrscherin so nahe führte.

Die Gräfin Branicka hatte alles beobachtet, obgleich sie mitten in einer Gruppe von Damen und Herren stand und noch heiterer, noch übermütiger als vorher die Funken ihres Witzes und ihrer Laune sprühen ließ als vorher.

Die Kaiserin machte, bald mit diesem, bald mit jenem sich unterhaltend, einen Gang durch die Säle und das Fest erreichte seinen Höhepunkt, da die Bewegung der

beiden Majestäten in den verschiedenen Räumen alle Welt in die lebhafteste Spannung versetzte.

Die Gräfin Branicka folgte nicht dem glänzenden Strom, welcher hinter dem Kaiser und der Kaiserin sich herzog, in ehrerbietiger Entfernung zwar, doch so, daß jeder den Allerhöchsten Blicken sichtbar, jeden Augenblick bereit war, einem Wink zu folgen.

Sie war an eines der Fenster getreten, welche auf den erleuchteten Hof hinausgingen, an dessen Gitter sich noch immer eine neugierige Menge drängte.

Ihr scharfer Blick suchte die Straße, welche von den Laternen des Hofes erhellt war und sich erst weiterhin in das nächtliche Dunkel verlor.

Sie bemerkte eine unruhige Bewegung hinter der um das Gitterthor des Hofes gescharten Menge, einzelne Reiter sprengten hin und her, dann erschienen größere Trupps von Kosaken, welche in scharfem Trabe nach verschiedenen Richtungen vorbeiritten und dann in der Dunkelheit verschwanden.

Die Gräfin lehnte ihre Stirn an die Glasscheibe.

Unruhig klopfend wogte ihre Brust.

„Sie werden ihn einholen,“ flüsterte sie leise, „und ich werde es sein, die sein Glück zerstört hat — sein Glück,“ sagte sie, den heißen Atem zischend zwischen den Lippen hervorstoßend; „kann er glücklich sein mit jenem Kinde, das ihn nicht versteht, das den Wert seiner Liebe nicht begreift, das ihn nicht lieben kann, wie ich ihn liebe? Habe

ich nicht das Recht, mich zu rächen, da er mir nicht vertraute, da er mich verschmähte, und habe ich nicht das Recht, für meine Liebe zu kämpfen und ihn von einer thörichten Verirrung zurückzuführen? Denn er muß mich lieben, der Flammenstrom, der zu seinem Herzen hinüberwallt, muß die Kraft haben wie jene Zaubertränke der Sage."

Noch eine Zeit lang stand sie an das Fenster gelehnt und lauschte den Hufschlägen der davonsprengenden Reitertrupps. Dann wendete sie sich in den Saal zurück.

Sie sah, wie Rimsky Korzakow eintrat und der Kaiserin mit einigen leisen Worten einen Fächer übergab, den sie, freundlich das Haupt neigend, annahm.

Niemand hatte bemerkt, daß der Adjutant wohl etwas länger abwesend gewesen war, als es nötig sein mochte, um für seine Gebieterin einen neuen Fächer zu holen.

Noch eine kurze Zeit setzten die beiden Majestäten ihren Umgang durch die Säle fort, dann näherte sich Graf Stroganow der Kaiserin, um ihr anzuzeigen, daß das Souper servirt sei.

Katharina trat zu Josef heran und nahm seinen Arm.

Potemkin führte die Gräfin Branicka als die vornehmste der polnischen Damen und folgte unmittelbar den Allerhöchsten Herrschaften, welche nach dem Speisesaal voranschritten.

Als der Zug sich durch die Nebensäle bewegte, zuckte die Gräfin Branicka plötzlich, wie vom Blitz getroffen, zusammen; ihre Augen öffneten sich weit mit einem Blick

starren Entsetzens, denn sie sah Ignaz Potocky, welcher ganz ruhig und unbefangen mit einer der russischen Damen sich unterhielt, der er den Arm gereicht hatte, um sich dem kaiserlichen Zug anzuschließen.

Potemkin wendete sich verwundert um, denn die Gräfin hielt sich mit krampfhaftem Griff an seinem Arm, als ob sie einer Stütze bedürfe, um nicht zu fallen.

„Mein Gott,“ sagte der Fürst erschrocken, als er ihr entsetztes Gesicht sah, „was ist Ihnen widerfahren, Gräfin, sollten Sie auch krank werden wie Fräulein Sosnowska? Es wäre wahrlich sonderbar,“ fügte er mit einem mißtrauisch durchdringenden Blick hinzu, „wenn das Fest der Kaiserin auf alle polnischen Damen so verhängnisvoll wirkte.“

Die Gräfin starrte noch immer Potocky an.

Der Zug hatte einen Augenblick gestockt. Mit gewaltiger Anstrengung zwang sie sich zum Lächeln und sagte, vorwärts schreitend:

„Es ist nichts, mein Fürst — eine Anwandlung von Schwäche, die mir sonst fremd ist — die heiße Luft in den Sälen mag daran schuld sein — es wird gleich vorübergehen.“

Festen Schrittes ging sie weiter und nahm ihren Platz an der Tafel ein.

Sie sprach mit einer fast fieberhaften Lebhaftigkeit und riß den sonst wenig galanten Potemkin zur Bewunderung ihres Geistes hin.

Auch der Kaiser und die Kaiserin, denen sie gegenüber saß, richteten häufig das Wort an sie und Josef schien von ihrer Unterhaltung entzückt, aber während Geist und Laune von ihren Lippen sprühten, schnürte sich ihr Herz in qualvoller Unruhe zusammen, denn sie vermochte Potockys Anwesenheit sich nicht zu erklären.

Sie konnte ihn von ihrem Platz aus sehen; er war ruhig, unbefangen und sicher, keine Bewegung zeigte sich auf seinen Zügen. War es möglich, daß die Flüchtigen schon eingeholt seien? Aber dann war es ja nicht denkbar, daß er wieder auf dem Ball erschien und nach einer so erschütternden Scene, wie sie dann jedenfalls vorgefallen sein mußte, einen solchen Gleichmut selbst vor ihren forschenden Augen erheucheln konnte — oder sollte er, um allen Verdacht abzulenken, Louise allein haben über die Grenze in ein sicheres Versteck bringen lassen? Doch auch Kolontay und Zajonczek waren wieder da, und sie hätte doch irgend eine Spur von Sorge über das Schicksal seiner Geliebten in seinen Mienen entdecken müssen.

Sie litt unsägliche Qualen, und während sie zündende und brennende Witzesfunken nach allen Seiten hin umhersprühen ließ, marterte sie sich im Innern ab, die Lösung des Rätsels zu finden, dem sie sich gegenüber befand.

Das Souper verlief schnell.

Die Kaiserin nahm, wie immer abends, nur ein kleines Glas spanischen Weins und einen Bissen Weißbrot.

Auch Josef aß wenig und so wurden denn die zahlreichen

Gänge der Tafel mit einer außerordentlichen Schnelligkeit servirt, da die Kaiserin ihre Feste niemals lange auszudehnen liebte.

Nur wenig über eine halbe Stunde dauerte die Tafel und unmittelbar nach derselben verabschiedeten sich die Majestäten.

Die Gäste verließen das Palais. Die Damen bestiegen ihre Sänften. Die Herren kehrten meist zu Fuß nach ihren Wohnungen zurück.

Die Gräfin Helena ließ fast rücksichtslos Potemkin stehen, der sie mit einer bei ihm außergewöhnlichen Aufmerksamkeit zu ihrer Sänfte geleiten wollte, und stürmte durch die Zimmer, um Potocky zu finden.

Sie fand ihn endlich in einem der letzten Säle und trat atemlos zu ihm heran.

„Sie sind hier, Graf Potocky?“ fragte sie mit bebender Stimme, die Hand auf ihr Herz drückend.

Er sah sie verwundert an.

„Haben Sie mich jetzt erst bemerkt, Gräfin Helena?“ fragte er lächelnd.

„Und wo ist Louise Sosnowska?“ rief die Gräfin mit rauher Stimme.

Potocky erbleichte.

„Ich habe Fräulein Sosnowska beim Tanze gesehen,“ sagte er, „sie wird bereits in ihre Sänfte gestiegen sein. Darf ich,“ fragte er ablenkend, „Ihre Leute rufen, Gräfin?“

„Weichen Sie mir nicht aus," unterbrach ihn die Gräfin heftig, „wissen Sie nicht, daß Fräulein Louise das Fest verlassen hat, weil sie krank geworden ist?" fügte sie mit heiserem Lachen hinzu.

„Das Fest verlassen," sagte Potocky zitternd, „ich habe es im Gedränge der vielen Gäste nicht bemerkt. Hat man ihre Abwesenheit beachtet?" fragte er ängstlich.

Die Gräfin legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte, ganz nahe zu ihm herantretend:

„Ich war Ihre Freundin, Graf Potocky, ich verlange Wahrheit von Ihnen. Sie haben mich getäuscht, Sie fahren fort, mich zu täuschen — das ist schlecht, das ist feig von Ihnen!"

„Feig!" rief Potocky mit blitzenden Augen.

„Ja, es ist feig," sagte sie, „feig ist es, ein Weib, das Sie lieben, gleichgiltig ihrem Schicksal zu überlassen, ohne sich darum zu kümmern, was aus ihr wird! So werde ich Ihnen denn die Wahrheit sagen, Louise ist auf dem Wege nach der Grenze, aber die Kosaken der Kaiserin schwärmen auf allen Straßen, um sie zu ihrem Vater zurückzubringen."

„Um Gottes willen!" rief Potocky entsetzt, „Sie wissen?"

„Ja, ich weiß es," sagte die Gräfin hohnlachend, „daß das arme Kind verloren ist, wenn Gott ihr nicht einen Engel zu ihrer Rettung sendet — verloren um einen Mann, der lächelnd in egoistischer Ruhe den Fall der Würfel in diesem frevelhaften Spiel abwartet!"

„Sie sind wahnsinnig, Gräfin!“ rief Potocky. „O mein Gott, wenn es wahr wäre, was Sie sagen!“

„Es ist wahr,“ rief die Gräfin, „Sie werden das Opfer Ihrer egoistischen Liebe nicht in dem Versteck finden, das Sie für sie bereitet hatten. O, es ist sehr ritterlich, ein liebendes Weib der Verfolgung preiszugeben, während man ruhig an der Tafel der Kaiserin sitzt.“

Potocky ließ wie gebrochen das Haupt auf die Brust sinken.

„O mein Gott, mein Gott,“ seufzte er, „armer Thaddäus! Er vertraute mir so fest, er war so glücklich, und nun er — verraten — verloren —“

„Thaddäus!“ rief die Gräfin. „Wer ist Thaddäus?“ fragte sie mit rauher Stimme, ihre zarte Hand mit eisernem Druck um Potockys Handgelenk spannend.

„Nun,“ antwortete Potocky, „so mögen Sie auch das noch wissen. Thaddäus Kosciusko, der beste, der treueste Sohn unseres Vaterlandes, er ist mein Freund, er liebt Louise — er — ich wollte sie retten — für ihn retten vor dem schmachvollen Handel, den ihr Vater über sein einziges Kind mit der Kaiserin abgeschlossen, und nun, o mein Gott, Gräfin, nun raten Sie, mein Geist ist verwirrt, denken Sie nach, ob noch Hilfe möglich sei, finden Sie einen Weg, um zwei Menschenherzen vor unsäglichem Jammer zu retten!“

Die Gräfin war bleich wie der Tod, geisterhaft starr blickte sie zu Potocky auf.

„Thaddäus Kosciusko,“ sagte sie mit dumpfer Stimme, „o mein Gott, was habe ich da gethan!“

„Gethan?“ fragte Potocky. „Sie gethan? Sprechen Sie bei allen Mächten des Himmels!“

„Ja,“ flüsterte sie keuchend, „ich habe es gethan, ich habe Louisens Flucht erspäht, ich habe es gesehen, wie Sie sie hinausführten und ihre Sänfte begleiteten bis zur Stadt hinaus, ich habe Sosnowsky die Flucht seiner Tochter verraten, auf meinen Rat hat er die Hilfe der Kaiserin erbeten, deren Schergen schon das Land durchziehen, um die Flüchtigen einzuholen.

„Entsetzlich!“ rief Potocky. „Sie — und warum?“

„O, warum,“ sagte die Gräfin, indem sie mit einem unbeschreiblichen Blick zu ihm aufsah, „warum bin ich Ihnen nicht näher gefolgt, warum habe ich nicht besser gespäht und gehorcht, warum habe ich nicht gewußt, daß Thaddäus Kosciusko es war, der sie liebt, und nicht,“ fügte sie kaum hörbar hinzu, „Ignaz Potocky?“

Potocky hatte die letzten Worte nicht verstehen können.

„Gott mag Ihnen verzeihen, Gräfin,“ sagte er, „was Sie an zwei edlen jungen Herzen Böses gethan — die Hölle allein mag wissen, warum. Doch jetzt gilt es, alles zu thun, was noch möglich ist, um die Armen zu retten!“

Er stürmte davon.

Die Gräfin wollte ihn zurückhalten. Ihr Ruf erstarb in einem leisen Wehlaut.

Bereits hatten sich die Säle fast vollständig geleert.

Schwankend trat die Gräfin auf das Vestibül. Ihre Diener erwarteten sie. Fast bewußtlos sank sie in die Kissen ihrer Sänfte.

Potocky suchte Kolontay und Zajonczek auf. Hastig erzählte er ihnen, was er erfahren.

Die einzige Möglichkeit war, die Flüchtigen einzuholen und sie in die dichten Wälder zu führen, um die erste Verfolgung abzuwarten.

Auf der Straße mußten sie verloren sein, da die Stunde des Vorsprungs, auf die man gerechnet hatte, ihnen nicht mehr zu gute kam.

Die drei Freunde bestiegen ihre Pferde und sprengten in die Nacht hinaus.

Die Gräfin Helena aber entließ, als sie in ihrer Wohnung angelangt war, die über ihr Aussehen entsetzten Kammerfrauen, schloß sich in ihr Zimmer ein und sank unter strömenden Thränen auf die Kniee nieder, in schluchzenden, verwirrten Worten den Himmel anflehend, daß er die Flüchtigen retten und das Werk ihrer eigenen Rache zerstören möge.

Zwölftes Kapitel.

Va banque — verloren und gewonnen.

Graf Felix Potocky kehrte mit einer zahlreichen Begleitung von polnischen Edelleuten, welche er zu sich eingeladen hatte, um nach dem frühen Schluß des Festes noch eine Stunde gemeinsam zu verbringen, nach seiner Wohnung zurück.

Er war außerordentlich heiter angeregt, sprach laut von der liebenswürdigen Anmut der Kaiserin, welche die beste Freundin Polens sei, und flüsterte dabei gelegentlich dem einen und andern leise in das Ohr, daß es eine Aufgabe der Patrioten sei, die Feinde sicher zu machen und die Waffe der List und Verstellung, die einzige, die man jetzt gegen sie besitze, zu brauchen.

Schwerer Ungarwein und heißer Punsch wurden in den Empfangszimmern des Grafen seinen Gästen servirt. Zugleich wurde wie überall, wo der polnische Adel jener Zeit sich gesellig versammelte, ein Spieltisch aufgestellt.

Der Kammerdiener flüsterte dem Grafen zu, daß ein

Fremder angekommen sei, der ihn in dringenden Angelegenheiten sogleich zu sprechen wünsche.

Der Graf aber wies diese Störung zu so später Stunde unwillig zurück und befahl, aus seinem Schlafzimmer seine Reisekassette herbeizubringen.

Er stellte dieselbe, welche noch ganz mit den Goldstücken des Grafen Repnin angefüllt war, neben sich und begann, wie es als Wirt und großer Herr seine Pflicht war, die Bank.

Die Gäste fingen mit kleinen, mäßigen Einsätzen an, da sie alle wenig bei Kasse waren.

Potocky spielte, nach allen Seiten sich unterhaltend und kaum auf die Karten achtend.

Er verlor oft, und wenn je einmal ihm das Glück günstig war, so geschah es häufig, daß die Verlierenden scheinbar unachtsam die Zahlung vergaßen oder so lange ihre Münzen zählten, bis das neue Spiel begonnen hatte, ohne daß Potocky jemals solche kleine Vergeßlichkeiten zu beachten schien.

Der Punsch und der feurige Ungarwein erhitzten die Köpfe immer mehr, immer höher und kühner wurde das Spiel mit dem gewonnenen Gelde, und bald standen der Bank die von ihr selbst verlorenen Summen in außerordentlich hohen Einsätzen gegenüber. Wenn auch hie und da noch ein Glücksfall vorkam, so blieb die Bank dennoch immer im Verlust und einzelne gewonnene Summen nützten ihr wenig, da ja immer mehr mit ihrem eigenen Gelde gegen sie gespielt wurde.

Potocky streute das Geld mit vollen Händen aus, lachend und scherzend, als ob es sich nur um wertlose Gegenstände handle, und seine Kassette leerte sich immer mehr, bis endlich einer der vom Glück am meisten Begünstigten seinen Gewinn zu einem letzten Hauptschlage benützte und va banque spielte.

Potocky zählte gleichgiltig die noch in seiner Kassette vorhandene Summe, die Karten wurden gezogen, die Bank verlor.

Lachend schob der Graf den Goldhaufen dem glücklichen Gewinner zu und sagte dann, seine Kassette umkehrend:

„Für heute ist die Bank gesprengt, es ist zu spät, um das Spiel fortzusetzen. Die Kaiserin steht früh auf, und wir müssen zu guter Stunde bereit sein. Morgen werde ich den Herren Revanche geben und hoffe, daß das Glück sich dann auf meine Seite stellen wird.“

Niemand widersprach, man konnte in der That mit der Ausbeute des heutigen Abends zufrieden sein und selbst von der freigebigen Gastfreundschaft eines so großen Herrn, wie der Graf Stanislas Felix, nicht mehr verlangen.

Noch einmal wurden die Gläser voll geschenkt. Die Gäste alle tranken auf das Wohl ihres Wirtes. Die glücklichsten Gewinner kamen heran, um ihm die Wange zu küssen und ihn zu versichern, daß es in der ganzen Welt keinen vollkommeneren Kavalier gebe als ihn und daß alle seine Ahnen stolz auf ihn herabblicken müßten,

der die Hoffnung und der Trost des Vaterlandes in so schwerer Zeit sei.

Doppelt freudig erregt durch die Geister des Weins in ihren Köpfen und das Gold in ihren Taschen verließ die Gesellschaft das Haus.

Die einzelnen begleiteten einander zu ihren Wohnungen, und noch lange hörte man auf den Straßen fröhliches Lachen und laute Gespräche, in denen immer von neuem das Lob des Grafen Stanislaus Felix, des Stolzes und der Hoffnung Polens, widerklang.

Potocky warf seufzend einen Blick auf den Boden seiner geleerten Kassette und zog sich in sein Kabinet zurück.

Hier fand er die schöne Sophia de Witt.

Sie trug nicht das Pagenkostüm, sondern ruhte in einem griechischen Gewande von weißer Seide auf dem Kanapee. Ihr reiches Haar hing in natürlichen Locken über ihre Schultern herab; sie war wunderbar schön in dem matten Licht der von der Decke herabhängenden Ampel, und die Phantasie der Dichter hätte kaum mit größerem Reiz die Göttinnen der griechischen Mythologie schmücken können, deren Gewand sie trug.

Potockys Blicke flammten auf bei ihrem Anblick.

Er sank zu ihren Füßen nieder und bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen.

Fast unwillig wehrte sie ihn ab.

„Es ist keine Zeit zu tändelndem Liebesspiel, mein Freund,“ sagte sie; „wir sind hieher gekommen, um

wachsam zu sein und zu kämpfen gegen einen übermütigen und listig verschlagenen Feind. Es ist spät geworden und dennoch darf der Tag für uns noch nicht beendet sein, denn auch die Kaiserin und der Kaiser sind heute nicht müßig gewesen. Sie haben ziemlich lange allein mit einander verkehrt, und was sie auch abgemacht haben mögen, zu unseren Gunsten wird es nicht sein. Ich glaube, Du hast vergessen, mein Freund, daß wir hier nicht bloß zu Festen hergekommen sind, sondern daß wir im Felde stehen und gerüstet sein müssen, Du hast Deine Waffe von Dir geworfen."

„Meine Waffe?" sagte Potocky, indem er unwillkürlich nach dem Säbel an seiner Seite griff.

Sophia zuckte die Achseln.

„Den Säbel meine ich nicht," sagte sie; „was nützt die ritterliche Klinge im Kampfe gegen die Uebergewalt, die uns hier umgibt? Unsere Waffe ist das Geld, und Du hast Dein Geld verloren."

Eine Wolke flog über Potockys Stirn.

„Was sollte ich thun?" sagte er; „man verlangte das Spiel, und wäre das Glück mir auch günstig gewesen, so hätte ich von den Armen, die nichts haben, ja dennoch nichts erlangt."

„Aber Du hättest das Deinige behalten, das uns not thut," sagte Sophia; „wer herrschen will, darf sich einer Unsitte nicht beugen, vor allem nicht zur Unzeit. Was Du verloren, dankt Dir niemand; hättest Du die Hälfte

davon verschenkt, so wärest Du reicher an Dankbarkeit und Ergebenheit geworden!"

Potocky biß sich auf die Lippen, der Ton, in dem sie mit ihm sprach, schien ihn zu verletzen.

Sie achtete nicht darauf und fuhr fort: „Es ist gut, daß ich zweitausend Dukaten aus Deiner Schatulle genommen habe, um Dich davor zu schützen, daß Du hier, wo wir unsere ganze Kraft und unsern ganzen Geist nötig haben, durch niedrige Sorgen befangen seiest."

„Ah," rief er ganz glücklich, „das hast Du gethan? Ich weiß es ja, daß Du mein Schutzgeist bist."

Er bedeckte abermals ihre Hände mit Küssen, abermals zog sie dieselben zurück und fuhr fort: „Ich will es sein, und darum muß ich für Dich denken und sehen; ich habe gedacht, darum habe ich Dir einen Teil Deiner Waffen gerettet, und ich habe für Dich gesehen, deshalb sage ich Dir, daß der Tag noch nicht zu Ende sein darf, denn vielleicht kann er noch Gutes bringen."

„Und was hast Du gesehen?" fragte er verwundert.

„Einen Mann," erwiderte sie, „der gekommen ist und Dich in dringender Angelegenheit sprechen wollte."

„Der Kammerdiener hat ihn mir gemeldet," erwiderte Potocky, „als ich zurückkehrte; wie kann ich mitten in der Nacht noch einen Bittsteller empfangen?"

„Der Mann ist kein Bittsteller," erwiderte Sophia, „er wartet, und Du mußt ihn diese Nacht noch empfangen."

„Er wartet?“ fragte Potocky fast unmutig.

„Ich habe es befohlen,“ erwiderte Sophia. „Dieser Mann kommt von Berlin, er ist ein Agent der Seehandlungsgesellschaft.“

„Also doch ein Bittsteller,“ rief Potocky achselzuckend, „der meine Fürsprache für irgend ein Geschäft verlangen wird; er soll warten, bis ich nach Warschau zurückgekehrt bin; wie kann ich mich hier mit solchen Dingen beschäftigen!“

„Der Mann ist kein Bittsteller,“ wiederholte Sophia, „ich habe ihn gesehen, während er mit dem Kammerdiener sprach, durch die Falte jenes Vorhangs hindurch. Ich habe auf seinen Zügen gelesen, daß er ein Geheimnis in sich verschließt, so fest und sicher tritt kein Bittsteller auf, und jedes Geheimnis verliert an seinem Wert mit jeder Minute, um die man es später erfährt. Deshalb, mein Freund, mußt Du jenen Mann sofort empfangen.“

Potocky zögerte noch, aber Sophia hatte bereits die goldene Glocke auf dem Tisch bewegt und befahl, als der Kammerdiener erschien: „Führen Sie den Fremden herein, den ich habe warten lassen, der Graf will ihn sogleich noch anhören!“

Der Kammerdiener entfernte sich, ohne von Potocky eine Bestätigung des ihm erteilten Befehls zu erwarten.

Sophia strich mit ihrer Hand über des Grafen Stirn und sagte: „Du wirst sehen, mein Freund, daß ich recht habe, und wirst mir danken, daß ich Dich gezwungen habe,

ein Geheimnis zu erfahren, das vielleicht eine neue Waffe bildet."

Schnell eilte sie in das Schlafzimmer und war gerade hinter der Portière verschwunden, als der Kammerdiener die Thür öffnete und einen hochgewachsenen, schwarz gekleideten Mann einließ, der langsam in den Lichtkreis der Lampen trat.

Potocky sah ihn mürrisch mit prüfenden Blicken an.

„Ihr Name, mein Herr?" fragte er kurz in französischer Sprache.

„Jean Baptiste Serra," erwiderte der Fremde.

„Und was wünschen Sie von mir?" fragte Potocky. „Ihr Anliegen muß sehr dringend sein," fuhr er fort, „da Sie mich bis hierher aufsuchen, wo ich wenig Zeit zu Geschäften habe, und da Sie eine Stunde wählen, zu welcher wohl überall die Geschäftszeit vorüber ist."

„Ich habe gewartet," erwiderte Serra, „da mir im Auftrage des Herrn Grafen der Befehl geworden ist, zu warten. Ich begreife vollkommen, daß der Herr Graf am Tage wenig Zeit haben möchten, mich zu empfangen. Ich komme," fuhr er fort, während Potocky ihn erstaunt über seine ruhige, fast stolze Sicherheit ansah, „übrigens nicht, um zu wünschen und zu bitten, sondern um zu bringen und mich einer Verantwortung zu entledigen, die schwer auf mir lastet. Um mich von dieser Verantwortung zu befreien, bin ich Eurer Excellenz bis hieher gefolgt, und ich glaube, daß ich auch Ihnen dadurch einen Dienst erwiesen habe."

„Und wer sind Sie, mein Herr?“ fragte Potocky hochmütig, „denn der Name, den Sie genannt, ist mir völlig unbekannt.“

„Wer ich bin, wird Eurer Excellenz dieses Schreiben sagen,“ erwiderte Serra, indem er dem Grafen einen Brief überreichte.

Potocky öffnete das Siegel und durchflog das Papier. Sein bisher finsteres Gesicht erleuchtete sich zu heller Freude, seine hochmütig zurückweisende Miene wurde artig und verbindlich und mit einer fast herzlichen Liebenswürdigkeit sagte er: „Ah, mein lieber Herr Serra, Sie kommen von meinem verehrten Freunde, dem Minister von Görne? Seien Sie mir herzlich willkommen! Hätten Sie mir diesen Brief mit Ihrer Meldung zugehen lassen, so würde ich sogleich, einen Augenblick wenigstens, mich frei gemacht haben, um Sie zu empfangen.“

Serra stand von der Thür des Schlafzimmers abgewendet, die Falten der Portière öffneten sich einen Augenblick.

Potocky sah das triumphirend lächelnde Gesicht Sophias, das dann sogleich wieder im Dunkel verschwand.

„Ich durfte,“ sagte Serra, „meinen Brief keinen fremden Händen übergeben; dies mag mich entschuldigen, wenn ich so sehr darauf drang, Eure Excellenz heute noch zu sehen.“

„Sie hatten recht, mein lieber Serra,“ erwiderte Potocky; „für eine Botschaft des Herrn von Görne ist jede Stunde

des Tages und der Nacht recht. Setzen Sie sich zu mir, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

Er ließ sich auf das Kanapee nieder, von dem aus er die Thür des Schlafzimmers im Auge hatte, während Serra auf seinen Wink ihm gegenüber Platz nahm.

„Herr von Görne schreibt mir," sagte Potocky, indem er noch einmal das Billet in seiner Hand durchflog, „daß Sie von ihm Vollmacht hätten, mit mir über den bereits früher geplanten Verkauf der Herrschaft Krotoczin zu verhandeln, und daß ich allem Glauben schenken dürfe, was Sie mir in seinem Auftrage sagen würden. Gerade für diese Verhandlung," fuhr er mit einem forschenden Blick fort, „ist freilich hier der Ort nicht, da ich Ihnen hier doch nur ganz allgemeine und vielleicht ziemlich ungenaue Mitteilungen über die Verhältnisse von Krotoczin machen könnte."

„Vor der Verhandlung über Krotoczin," erwiderte Serra, „habe ich noch einen Auftrag des Herrn von Görne an Eure Excellenz auszurichten. Der Minister hat," fuhr er fort, indem er ein großes Portefeuille aus seiner Tasche zog, „aus früheren Güterverkäufen noch eine Zahlung an Eure Excellenz zu leisten. Nach des Herrn von Görne Berechnung handelt es sich um dreiundachtzigtausend Thaler."

Potockys Blicke leuchteten auf, aber in gleichgiltigem Tone sagte er: „Herr von Görne ist ein großer Finanzmann, ich bin es nicht und habe kein Gedächtnis für

zahlen, ich verlasse mich immer ganz auf seine Berechnungen."

Serra öffnete sein Portefeuille und nahm daraus ein Papierpaket.

„Da Eure Excellenz also die fragliche Summe als mit dreiundachtzigtausend Thaler für richtig anerkennen, so habe ich die Ehre, Ihnen dieselbe hiermit zu übergeben. Es sind," fuhr er fort, sein Paket auseinander breitend, „Wechsel der Seehandlung in Berlin, welche von dem Warschauer Komite acceptirt sind und überall den Wert von barem Gelde haben. Es wäre schwer und gefährlich für mich gewesen, diese Summe in Gold bei mir zu führen, und doch lag mir daran, mich meines Auftrages so bald als möglich zu entledigen; wenn Eure Excellenz aber befehlen, so will ich die Wechsel in Warschau in Kurs setzen und dort den Geldbetrag für Sie deponiren."

Die Portièren hatten sich geöffnet. Potocky sah Sophias lächelndes Gesicht.

Die schöne Griechin nickte ihm zu, als wolle sie ihn daran erinnern, daß sie sich nicht getäuscht habe und daß der Fremde wirklich Gutes bringe.

„Die Wechsel genügen vollkommen," sagte Potocky, indem er durch einen Augenwink Sophias Gruß erwiderte.

Er nahm schnell das Paket, blätterte die Papiere flüchtig auseinander und warf sie dann auf seinen seitwärts stehenden Schreibtisch.

„Eure Excellenz haben nicht beliebt zu zählen —"

„Es bedarf solcher Vorsicht nicht, wenn eine Zahlung mir von Herrn von Görne kommt."

„Aber ich bedarf der Zählung zu meiner Rechtfertigung," sagte Serra, indem er aufstand, die Wechsel zurückholte und einen nach dem andern vor Potocky hinlegte, welcher ziemlich ungeduldig dieser Operation folgte.

Serra legte darauf dem Grafen ein Quittungsformular vor, das dieser mit einem raschen Federzug unterzeichnete.

„Und nun, mein Herr," sagte Potocky, „was den Verkauf von Krotoczin betrifft, so bin ich bereit, dem Herrn von Görne diese Herrschaft zu überlassen. Sie ist, ich mache kein Hehl daraus, in schlechtem Wirtschaftszustande, und ich bin nicht reich genug, ihr wieder aufzuhelfen. Für Herrn von Görne oder die Seehandlung wird es ein Leichtes sein, sie in hohen Kulturzustand zu bringen und ihr den doppelten Wert zu geben, den sie heute hat."

„Und der Preis?" fragte Serra.

„Ich bin nicht im stande, Ihnen denselben heute anzugeben," erwiderte Potocky, indem er die empfangenen Wechsel durch seine Finger gleiten ließ; „Herr von Görne darf überzeugt sein, daß ich nicht zu viel verlangen werde, und doch hoffe ich, daß er auch den persönlichen Wert in Anschlag bringen wird, den ein altes Besitztum meines Hauses, von dem ich mich nur schmerzlich trenne, für mich hat."

„Ich würde auch über diesen Punkt keine Vollmacht

beibringen können," sagte Serra, „denn ich habe darüber nur zu berichten, zweifle übrigens durchaus nicht, daß die beiden hohen Herren sich über den Preis ohne Mühe verständigen werden. Meine Aufgabe ist es nur, nach zuverlässigen Angaben eine möglichst annähernde Berechnung des Ertragswertes der Herrschaft Krotoczin aufzustellen."

„Alle Rechnungen und Papiere darüber befinden sich bei dem Bankier Kapustas in Warschau, den ich beauftragen werde, Ihnen dieselben vorzulegen," sagte Potocky, „und wenn Sie nach Krotoczin selbst sich begeben wollen, so wird einer meiner Beamten Sie dorthin führen. Ich bedaure," fügte er mit einem fragenden Blick hinzu, „daß in Betreff dieser Verhandlung, die mir allerdings auch am Herzen liegt, Ihre Reise hieher keine weitere Förderung der Sache bringen kann."

„Ich habe das nicht erwartet, Excellenz," sagte Serra, „auch bin ich dem Herrn Grafen nur hieher gefolgt, um mich der Verantwortlichkeit der mir übertragenen Zahlung zu entledigen und um noch einen Auftrag des Herrn von Görne zu erfüllen."

„Einen Auftrag des Herrn von Görne?" rief Potocky, indem sein etwas ermüdetes Gesicht den Ausdruck neuer lebhafter Spannung zeigte, während auch Sophias funkelnde Augen wieder zwischen den Falten des Thürvorhangs erschienen.

„Oder vielmehr," fuhr Serra fort, „um Eurer Excellenz von einem Gespräch Mitteilung zu machen, das ich mit

dem Herrn von Görne zu führen die Ehre hatte und über dessen Gegenstand der Herr Minister, wie ich glaube, die Meinung des Herrn Grafen zu hören erfreut sein werden."

„Herr von Görne kann gewiß sein, daß alles, was ihn interessirt, meiner lebhaftesten Teilnahme gewiß ist. Sprechen Sie also, mein Herr, und wenn dem Herrn von Görne an meiner Meinung gelegen ist, so werde ich mit derselben nicht zurückhalten, da Sie ja," fügte er mit verbindlichem Lächeln hinzu, „so vollständig als sein Gesandter bei mir beglaubigt sind."

„Es ist in Warschau," sagte Serra, indem er im Zimmer umherblickte, als ob er sich vergewissern wollte, daß kein Lauscher gegenwärtig sei, „eine Lombardbank gegründet, um den finanziellen Verlegenheiten des Königs und der Regierung abzuhelfen."

Potocky lächelte.

„Diese Lombardbank," sagte er achselzuckend, „scheint im Auslande mehr Interesse zu erregen als bei uns selbst."

„Ich weiß es wohl," erwiderte Serra, „daß man in Warschau selbst sich wenig um dies Geldinstitut kümmert, das weder die Mittel noch den Kredit besitzt, um sich Einfluß und Bedeutung zu schaffen; aber, mein Herr Graf, ein solcher Einfluß wäre für Ihre Bank sogleich zu gewinnen, wenn andere Finanzmächte derselben mit ihrem Kredit ergänzend und unterstützend zur Seite treten würden —"

„Wie zum Beispiel," fiel Potocky ein, „die Seehandlung in Berlin und die Handels-Sozietät des Fürsten Kaunitz in Wien."

Serra blickte verwundert auf.

„Eure Excellenz kennen den Plan, von dem ich dem Herrn von Görne zu sprechen die Ehre hatte?"

„Nehmen Sie immerhin an," sagte Potocky, „daß ich ihn nicht kenne. Liegt es nicht in der Natur der Dinge, daß wir dahin streben müssen, für unsere Bank an bestehende mächtige Finanzinstitute Anschluß zu gewinnen und unsern Blick namentlich dahin zu richten, wo solche Institute unter dem Schutz von Mächten stehen, denen daran gelegen sein muß, daß Polen selbständig bleibt und nicht unter die einseitige Botmäßigkeit einer fremden Macht sinkt."

„Eure Excellenz verstehen mich vollkommen," erwiderte Serra, lebhaft mit dem Kopf nickend, „ganz dieselbe Idee habe ich bei dem Herrn Minister von Görne gefunden —"

„Und bei dem Grafen Withorsky," fiel Potocky ein.

„Eure Excellenz wissen auch das?" rief Serra.

„Ich weiß nichts, mein Herr," erwiderte der Graf, „aber wenn ich mich an die Stelle der Lombardbank setze, von der Sie sprechen, so muß ich mir doch wohl klar zu machen suchen, wie man über ein Institut, das dem polnischen Reiche die Mittel seiner Existenz und Selbständigkeit schaffen soll, in Wien und in Berlin denkt, denn an beiden Orten muß man ja das gleiche Interesse

haben, Polen selbständig und lebensfähig zu erhalten, wenn man eine dritte Macht nicht zu weit die Grenzen des Westens überschreiten lassen will. Die Warschauer Bank aber und die polnische Regierung, welche in ihr die finanziellen Hilfsquellen, die sie bedarf, sich eröffnen will, muß auch zwischen Berlin und Wien an der Zunge der Wage stehen und sorgfältig darauf achten, daß die Gewichte gleich verteilt werden, denn nur so kann Polen — oder vielmehr die Lombardbank, da wir ja doch hier nur von finanziellen Projekten sprechen — selbständig und mächtig werden. Ein hilfreicher Alliirter wird leicht zum Schutzherrn, zwei aber die zu einander im Gleichgewicht stehen, werden nützliche Freunde und unterstützen die selbständige Macht."

„Ich bewundere Eure Excellenz," sagte Serra, im Ton aufrichtiger Ueberzeugung; „ich bin gekommen, um Ihnen eine Idee zu bringen und für dieselbe Verständnis zu öffnen. Nun aber finde ich diese Idee bei Ihnen in neuer, klarerer Form, und wenn man in Wien oder Berlin vielleicht glauben könnte, Sie, Herr Graf, als Werkzeug zu benützen, so sehe ich jetzt, daß Sie umgekehrt die Verhältnisse herrschend in Ihrer Hand halten. Doch gleichviel, der Gedanke, den ich in Wien und Berlin gefunden habe, wird dennoch Ausführung finden; wenn Polen nicht der Schützling der beiden Nachbarn im Süden und Westen wird, so wird es als ein freier Alliirter derselben vielleicht um so sicherer der Drohung von Osten her begegnen.

Ich sehe jetzt, Herr Graf, daß Sie die Zukunft beherrschen werden, und ich stelle mich Ihnen zur Verfügung für die Zukunft, die Sie mit der Zunge der Wage in der Hand Ihrem Vaterlande werden geben wollen."

Diesmal öffneten sich die Falten des Thürvorhangs weiter als vorher.

Potocky sah Sophia de Witt, wie sie ganz freudig mit dem Kopf nickte und ihre rosigen Finger aneinander schlug, als ob sie ihm Beifall klatschen wolle.

„Und welche Zukunft," fragte er, „hat man in Wien und Berlin für das arme Polen in Aussicht genommen, für das sich alle Fremden, wie es scheint, in diesem Augenblick mehr interessiren, als es leider viele seiner eigenen Söhne thun, als es namentlich auch derjenige thut, der vor allem der Wächter seiner Freiheit und der Hüter seiner Würde sein sollte?"

„Ich habe gesehen," erwiderte Serra, „daß es thöricht wäre, mit Eurer Excellenz verdecktes Spiel zu spielen, da Sie es verstehen, auch dem vorsichtigsten Spieler in die Karten zu sehen. Ich bin ein Mann, der ausgegangen ist, das Glück wieder zu suchen, das mir den Rücken gewendet, deshalb gehört dem geschicktesten und kühnsten Spieler meine ganze Ergebenheit. Eure Excellenz dürfen daher bei mir auf die vollste Wahrheit zählen, soweit ich glaube dieselbe erkannt zu haben. Ich glaube Sie versichern zu können, Herr Graf, daß man in Wien wie in Berlin gleich überzeugt von der Unmöglichkeit ist, Polen

unter dem Könige Stanislaus August frei und selbständig zu machen."

Potocky neigte den Kopf.

„Und wie," fragte er dann, „sollte man den bestehenden Zustand ändern?"

„Der polnischen Nation," erwiderte Serra, „die sich ihren König gegeben, steht unzweifelhaft das Recht zu, einem unwürdigen oder unfähigen Fürsten die Krone zu nehmen."

„Und wo wäre," fragte Potocky, „die Macht, um einen solchen Beschluß durchzuführen?"

„Die russische Macht ist gering in Polen," erwiderte Serra, „und weit zerstreut; sie würde im ersten Anlauf einer gut organisirten Volkserhebung weichen müssen, und wenn dann Oesterreich und Preußen das Recht der polnischen Nation zur selbständigen Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten anerkennen, so würde die kluge und vorsichtige Kaiserin Katharina sich wohl hüten, mit zwei Nachbarn, deren Unterstützung oder wenigstens Neutralität sie bedarf, um sich den Weg nach Konstantinopel frei zu halten, einen Konflikt heraufzubeschwören."

„Ich sehe, mein Herr," sagte Potocky, „daß Sie, ohne Diplomat zu sein, doch mit ziemlich scharfem Blick hinter die Coulissen der Politik zu schauen verstehen."

„Ich bin Kaufmann, Herr Graf," erwiderte Serra, „und der Kaufmann muß dem Diplomaten in den Minengängen der Politik folgen, zuweilen auch sein Vorläufer

sein, um die Goldadern zu entdecken, welche in den Tiefen verborgen liegen und auf der Oberfläche nicht erkennbar sind."

„Wenn ich nun annehme," sagte Potocky, „daß Sie recht haben, was glauben Sie oder was glaubt man in Wien und Berlin, daß geschehen soll, wenn es gelingen könnte, den Thron durch einen von den Nachbarmächten wenigstens anerkannten und geschützten Willensakt der polnischen Nation frei zu machen?"

„In Wien," erwiderte Serra, „ist man der Meinung, daß die Schwäche Polens in dem Wahlkönigtum liegt, und man glaubt, in dem kursächsischen Prinzen eine geeignete Person zur Begründung einer neuen erblichen Dynastie für das Königreich gefunden zu haben."

„Und in Berlin?" fragte Potocky, indem er Serra scharf ansah, während Sophias schöner Kopf sich lauschend aus den Falten des Vorhangs hervorbeugte.

„Ich muß Ihnen offen gestehen, Herr Graf," erwiderte Serra, „daß ich nicht im stande bin, diese Frage zu beantworten. Herr von Görne hat über die Idee der freien Selbstbestimmung der polnischen Nation, welche von Oesterreich und Preußen geschützt werden sollte, hinaus kein Wort, keine Andeutung fallen lassen; er hat wohl selbst, da ihm diese Idee von mir entgegengebracht wurde, noch nicht Zeit gehabt, weiter hinaus zu denken und Pläne zu bilden; doch bin ich überzeugt, daß Herr von Görne sich durchaus der österreichischen Auffassung anschließen

wird, denn beide Mächte haben ja das gleiche Interesse, eine kräftige und neutrale Macht in Polen erwachsen zu lassen."

Sophia de Witt schüttelte lebhaft den Kopf.

Potocky fragte weiter:

„Und Herr von Görne handelt im Auftrage des Königs Friedrich?"

„Er sagte es und ich muß es annehmen," erwiderte Serra mit einer leichten Verlegenheit, „wie könnte er sonst über die königliche Seehandlung in so ausgedehntem Maße für seine Zwecke verfügen? In so delikater Sache hervorzutreten, ist für den König unmöglich, das muß ich anerkennen, und in meiner Stellung ist es nicht thunlich, einen preußischen Minister nach einer Vollmacht von seinem Könige zu fragen."

„In Wien ist man weniger zurückhaltend," flüsterte Potocky vor sich hin. Dann sagte er: „Der König Friedrich hätte vielleicht Grund, einer Kandidatur des sächsischen Prinzen eben nicht günstig zu sein. Das sächsische Haus war Oesterreichs Verbündeter und hat mit Habsburg schwer gelitten unter dem Kriege gegen den großen Preußenkönig; die Tradition dieses Bündnisses und die Erinnerungen an die gleichen Verluste und die gleiche Erbitterung könnten sich auch auf Polen übertragen. Es wäre möglich, daß der König Friedrich in der Kaiserin Katharina einen besseren und zuverlässigeren Bundesgenossen erblickte als in einem kursächsischen König von Polen."

Serra neigte einen Augenblick sinnend den Kopf.

„Eure Excellenz blicken scharf," sagte er dann, „und dennoch glaube ich es nicht; die Erinnerungen des siebenjährigen Krieges sind begraben, in Wien will man aufrichtig die Versöhnung und für Polen hat man gleiche Interessen an beiden Höfen."

„Es war nur eine Idee," sagte Potocky, „die ich aussprach und von der ich mich noch nicht ganz frei machen kann. Wäre ich König von Preußen," fuhr er mit einem scharf durchdringenden Blick fort, „so würde ich vielleicht als Nachfolger Poniatowskys auf den polnischen Thron einen wirklichen und echten polnischen Edelmann setzen, der im stande wäre, die Nationalkraft anzuspannen und durch diese Kraft die selbständige Unabhängigkeit zu erringen und festzuhalten."

„Aber," sagte Serra, „der Fürst Kaunitz erkennt, so wie ich glaube, mit Recht gerade in dem Wahlkönigtum und der in demselben begründeten Unsicherheit den Grund der Schwäche Polens."

„Und ließe sich denn die Erblichkeit nicht ebenso gut in einem erlauchten polnischen Geschlecht begründen als in dem kursächsischen Hause, das doch mit Polen nichts gemein hat als die ruhmlose Regierung Augusts III.?" fragte Potocky schnell.

Sophia de Witt schüttelte unmutig den Kopf und legte die Spitze ihres Fingers auf ihre Lippen.

Serra sah den Grafen einen Augenblick starr an.

Ein Blitz des Verständnisses leuchtete in seinen Augen auf.

„Ich kenne nur Einen Mann in Polen,“ sagte er, „der fähig wäre, eine solche Aufgabe zu lösen, oder vielmehr,“ fügte er, sich tief vor dem Grafen verneigend, hinzu, „ich habe diesen Mann heute kennen zu lernen die Ehre gehabt.“

Immerfort schüttelte die schöne Griechin das Haupt, immer hielt sie den Finger auf ihre Lippen gedrückt.

„Nun,“ sagte Potocky leichthin, „wir sind da auf ein Gebiet gekommen, das der Zukunft angehört und auch in der Zukunft erst seine Lösung finden kann, bleiben wir bei der Gegenwart. In einem Punkte also ist man in Wien und Berlin einig, nämlich: daß als Grundlage für die künftige Unabhängigkeit Polens eine Finanzmacht geschaffen werden müsse, welche die polnische Nation handlungs- und schlagfähig machen kann und daß man in meiner Person die Fähigkeit erblickt, den Mittelpunkt der künftigen Thätigkeit für die Befreiung Polens zu bilden.“

„Ganz recht, Excellenz, und in dieser Beziehung habe ich Vollmacht, mit Ihnen alles zu verabreden, um die Lombardbank zu stützen und Ihnen die Mittel zur Vorbereitung späterer entscheidenden Schläge zur Verfügung zu stellen. Wenn Eure Excellenz den Gedanken, die ich soeben ausgesprochen, ihre thatkräftige Unterstützung zusichern wollen, so wird Herr von Görne das Warschauer Comptoir der Seehandlung anweisen, sowohl Ihre Wechsel, als diejenigen der Lombardbank in Warschau zu honoriren.“

„Gut, mein Herr," sagte Potocky, „bleiben wir also vorläufig bei diesem Punkt stehen. Sagen Sie Herrn von Görne, daß er meiner Unterstützung gewiß sein dürfe; welches endliche Ziel zu erreichen sei, das mag dann später zwischen Wien und Berlin vereinbart werden. Der erste Schritt ist, den König Stanislaus August zu beseitigen, und dafür glaube ich bürgen zu können, und es wird dann Sache von Oesterreich und Preußen sein, der polnischen Nation das verfassungsmäßige Recht der eigenen Entscheidung über ihre Zukunft zu gewährleisten. Wir sind also einig. Ich glaube nicht, daß es zweckmäßig ist, wenn wir uns hier öfter sehen; vielleicht sind Sie schon beobachtet und ich rate Ihnen, so laut als möglich zu sagen, daß Sie mich hier aufgesucht hätten, um mit mir über einen Holzhandel von meinen Gütern mit der Seehandlung in Berlin zu sprechen, als deren Agent Sie ja beglaubigt sind."

„Ganz recht, Excellenz," erwiderte Serra.

„In Warschau," fuhr Potocky fort, „werde ich, sobald Sie die Papiere über Krotoczin bei dem Bankier Kapustas werden geprüft haben, sowohl über diese Verhandlung als über sonst alles, was Sie mir von Herrn von Görne mitteilen, zu Ihrer Verfügung stehen."

Serra erhob sich.

„Ich danke Eurer Excellenz für Ihren gnädigen Empfang," sagte er, „und trage die Ueberzeugung mit mir fort, daß diese Stunde fruchtbar sein werde und

reichen Gewinn für den Kaufmann sowohl, wie für den Staatsmann und vielleicht für den künftigen Herrscher eines stolzen und mächtigen polnischen Reiches bringen wird."

„Auf Wiedersehen, mein Herr!" sagte Potocky. „Und noch einen Rat, seien Sie vorsichtig in jeder schriftlichen Mitteilung an den Herrn von Görne. Die Landstraßen sind nicht sicher in Polen, namentlich, wenn Ihr Besuch bei mir hier irgend jemand neugierig gemacht haben sollte, zu erfahren, was wir mit einander zu thun haben möchten."

„Eure Excellenz dürfen beruhigt sein," sagte Serra mit überlegenem Lächeln, „die Kommissionäre der Seehandlung, welche den Verkehr zwischen Berlin und dem Warschauer Comptoir vermitteln, sind zuverlässig und unverdächtig. Niemand vermutet bei ihnen etwas anderes als Zahlenrechnungen und Geschäftsberichte."

Er berührte ehrerbietig Potockys Hand, die dieser ihm reichte, und zog sich zurück.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so trat Sophia schnell herein.

„Bei Gott," rief sie, „das Glück ist meine Nebenbuhlerin bei Dir, mein Freund, und fast sollte ich eifersüchtig auf die launische Göttin werden, die sich so unlösbar an Dich anheftet. Kaum hast Du unvorsichtig die Waffe des Goldes von Dir geworfen, so trägt ein Wunder fast sie Dir wieder zu. Diesmal aber werde ich sie gegen

Dich selbst verteidigen, ich werde diese kostbaren Papiere aufbewahren und wir werden die Zauberkraft, die in ihnen liegt, nicht dem Spiel des Zufalls und dem Fall der Karten überlassen."

Potocky runzelte die Stirn; so berückend schön auch Sophia vor ihm stand, der Unmut über die Vormundschaft, die sie über ihn üben zu wollen schien, lag deutlich auf seinem Gesicht; sie aber blickte mit ihrem anmutigsten Lächeln zu ihm auf.

„Glaube mir, mein Freund," sagte sie, „die Teilung ist gut, Du hast den kühnen Mut und den starken Arm, laß mir die wachende List und die leise wirkende Zauberkraft des Geldes, die tropfenweise am sichersten den Felsen aushöhlt; dann sind die Waffen recht verteilt, dann ist der Sieg unser."

Sie setzte sich an seine Seite.

Er konnte dem wunderbaren Zauber ihrer Schönheit nicht widerstehen, er beugte sich auf ihre Hand nieder, die auf den von Serra überbrachten Wechselbriefen ruhte, und bedeckte diese Hand und den schlanken Arm, von welchem die weiten Falten des offenen Aermels herabgesunken waren, mit heißen Küssen.

„Du hast recht, meine Sophia," sagte er, „verteile die Waffen, wie Du willst, und sei nicht eifersüchtig auf das Glück, die Göttin mit dem Füllhorn des vollen Lebensgenusses soll das einzige Weib sein, um dessen Gunst ich neben Dir ringen will."

„Ich war mit Dir auch heute zufrieden, mein Freund," sagte Sophia lächelnd; „Du hast klug die Gedanken der anderen erforscht, nur hast Du dabei auch Deine Gedanken erkennen lassen und damit dem Gegner eine Waffe gegeben. Wenn die anderen glauben, daß wir für den Kurprinzen von Sachsen arbeiten, werden wir um so sicherer für uns selbst arbeiten können."

„Dem Gegner?" fragte Potocky. „Hast Du nicht gehört, daß dieser Serra kein Gegner war, daß er ganz freudig den Gedanken begrüßte, die vielumworbene Krone auf meinem Haupt zu sehen?"

„Du bist leichtgläubig wie ein Kind," sagte Sophia, indem sie mit der Hand über Potockys Stirn fuhr, „weißt Du nicht, daß man die Gedanken der anderen am sichersten erfährt, wenn man auf dieselben einzugehen scheint? Und wenn auch," fuhr sie fort, „wirklich dieser Serra unseren Plänen zustimmen sollte, was würde das bedeuten, ist er doch nur ein Werkzeug in anderen Händen! Dem König Friedrich von Preußen traue ich nicht; Katharina ist für ihn eine bessere und zuverlässigere Freundin, als Josef von Habsburg und als Du es ihm sein würdest und sein könntest, und ein Mensch wie dieser Serra wird lieber einem Herrn dienen, der schon König ist, als einem solchen, der es erst werden will —"

„Und der," fiel Potocky ein, „königlich denjenigen belohnen würde, dessen Dienste ihm den Weg zur Krone ebneten."

Sophia schüttelte den Kopf.

„Ein solcher Lohn kann oft zu teuer werden," sagte sie; „es ist nicht gut, wenn ein König jemand Dank schuldet. In der Geschichte haben sich die Könige besser gestanden, die ihre Werkzeuge zerbrachen! Doch dazu wird es immer noch Zeit sein," fügte sie mit einem Ton hinzu, bei dem Potocky leicht schauderte, „wenn sie ihre Schuldigkeit gethan haben und das Ziel erreicht ist. Der heutige Tag war darum doch immer ein Tag des Glücks, und ich verspreche Dir, auf die freundliche Göttin, die so freigebig ihr Füllhorn über Dich ausschüttete, nicht eifersüchtig zu sein."

Sie schlang in reizendem Lächeln ihre Arme um seinen Hals; er drückte das schöne Weib leidenschaftlich an seine Brust und rief:

„Alle Gaben Fortunas werden niemals den Wert des höchsten Geschenks meiner einzigen Glücksgöttin erreichen: das Geschenk der Liebe meiner Sophia!"

Dreizehntes Kapitel.

Flucht und Verfolgung.

Während in nächtlicher Ruhe die Einwohner und die Gäste der Stadt Mohilew schlummernd neue Kräfte fanden zu den Festen des nächsten Tages, denen die einen als Teilnehmer, die anderen als Zuschauer gleiches Interesse entgegenbrachten, war Thaddäus Kosciusko mit Louise Sosnowska immer weiter auf der Landstraße fortgeritten. Sie hatten zuerst nur wenige Worte mit einander gewechselt und ihre Pferde in schnellem Lauf ausgreifen lassen, um vor allem einen möglichst großen Vorsprung zu gewinnen und die Verfolgung durch die Größe des Kreises, auf den sich dieselbe erstrecken mußte, zu erschweren.

Ignaz Potocky hatte Kosciusko gesagt, daß er wenigstens auf zwei Stunden zählen könne, bevor Louisens Entfernung bemerkt werden würde, und daß dann während der Nacht wenigstens noch einige Stunden vergehen würden,

bevor eine einigermaßen wirksame Verfolgung der Flüchtigen würde ins Werk gesetzt werden können.

Darnach hatte Kosciusko seinen Plan gemacht; er wollte zuerst auf der geraden Straße nach dem Süden hin sich so weit als möglich von Mohilew entfernen und dann sich durch die waldigen Gegenden nach Krakau hin wenden, um das Versteck in den Radziwillschen Forsten zu erreichen oder, wenn dies nicht möglich sein sollte, sich nach Teschen und Olmütz hin zu wenden und dort die österreichische Grenze zu überschreiten.

Er hatte einen regelrechten Paß bei sich, um den Nachfragen der Beamten zu genügen, außerdem boten die waldigen Schluchten in den Abhängen der Karpathen, welche so viel und erfolgreich von den Schmugglern benützt wurden, die Gelegenheit, wenn irgend eine Gefahr drohen sollte, auch unbemerkt die Grenze zu überschreiten.

Zwar war dieser Weg weiter und beschwerlicher als derjenige nach der preußischen Grenze hin, aber gerade deshalb hatte Kosciusko ihn gewählt, da er berechnete, daß die Verfolger sich zunächst dem kürzesten und für die Flucht scheinbar bequemsten Wege zuwenden würden.

Sie hatten den kleinen Fluß Druec überschritten und waren dann an die Beresina gekommen, deren reißende Fluten dreißig Jahre später dem napoleonischen Heere so verhängnisvoll werden und dem Namen des damals ganz unbekannten Flusses einen schauerlich unvergeßlichen Klang in der Weltgeschichte schaffen sollten.

Obgleich die Beresina in der Frühlingszeit nicht die Schrecken und Gefahren darbot wie während des winterlichen Eisganges und Schneetreibens, so war ihr Strom doch reißend genug, um zur Vorsicht zu mahnen.

Kosciusko kannte die ganze Gegend genau und dennoch bedurfte er eine angstvolle Zeit, um hier eine Furt zu finden, durch welche er mit Louise sicher das andere Ufer zu erreichen vermochte.

Als der Fluß hinter ihnen lag, schloß er, sich vom Pferde herüberbeugend, Louise innig in seine Arme und rief, tief aufatmend:

„Jetzt sind wir gerettet, wenn der Himmel uns gnädig ist; jetzt können wir ruhig unsern Weg fortsetzen, in dieser Richtung wird man uns nicht suchen!“

Louise blickte zitternd rückwärts, als ob sie fürchte, im kalten Lichte des aufdämmernden Morgengrauens die Verfolger zu erblicken.

„O, mein geliebter Freund,“ sagte sie, „laß uns nicht dem Glück vertrauen, laß uns dennoch immer vorwärts eilen; ich habe keine Ruhe, bis wir die Grenzen dieses unglücklichen Landes überschritten haben, das mein Vaterland ist, das ich geliebt habe mit meiner ganzen Seele und das mir nun Schlimmeres droht als den Tod.“

Sie wollte ihr Pferd wieder zu schnellerem Lauf antreiben. Kosciusko hielt sie zurück und sagte:

„Sei ruhig, Geliebte, vertraue mir. Wahrlich, ich glaube nicht, daß wir hier noch etwas zu fürchten haben,

auch ist es nicht möglich, in gleicher Schnelligkeit wie bisher fortzugehen. Wir können keine anderen Pferde finden, bevor wir die Grenze überschritten haben, und müssen die Kräfte unserer Tiere schonen, die schon stark angegriffen sind; wenn sie zusammenbrächen, wären wir rettungslos verloren."

Louise seufzte, sie erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung, dennoch erfüllte sie die Zögerung mit Angst und Entsetzen und oftmals blickte sie furchtsam zurück, aber auf der weithin sichtbaren Straße zeigte sich nichts Verdächtiges, schweigend lag weithin die frühlingsgrüne Gegend in den ersten Strahlen der eben über dem Horizont aufsteigenden Sonne da, alles schien glücklich und friedlich und man hätte keinen schöneren und freundlicheren Morgen zu einem fröhlichen Spazierritt finden können.

Kosciusko nahm die Hand des geliebten Mädchens, das er fast schon verloren geglaubt hatte, und sprach in warmen, innigen Worten von seiner Liebe und von den glückseligen Hoffnungen, die sein Herz erfüllten. Er sprach ihr seinen festen Glauben aus, daß ihr Vater der unabänderlichen Thatsache gegenüber schon aus Stolz seine Einwilligung zu ihrer Verbindung geben werde.

„Wir werden," fügte er, Louisens Hand an seine Lippen drückend, hinzu, „in ruhiger Ergebung die Zukunft erwarten, sicher wenigstens, daß kein Zwang Dich in unwürdige Fesseln schlagen kann, und eine schöne, glückliche Zukunft wird dennoch für uns kommen, denn bald wird

die Stunde des heiligen Kampfes für das Vaterland schlagen. Wir werden Sieger sein in diesem Kampfe,“ rief er in begeisterter Zuversicht, „und in dem befreiten Vaterlande wird auch Raum für unser Glück sein!“

Sie hörte ihm zuerst zitternd, immer noch ängstlich zurückblickend, zu, allmälich aber drangen seine Worte immer überzeugender zu ihrem Herzen. Sie war ja so jung, die blühende Natur war so schön, die Sonne blickte so licht und strahlend vom Himmel auf sie herab, warum sollte sie nicht hoffen, nicht glauben wie er? Die Jugend und die Liebe hoffen und glauben ja so gern, und wie oft auch in den aufeinanderfolgenden Generationen des Menschengeschlechts des Lebens harte Stürme die Hoffnungsblüten zerknickten, immer sprießen sie unter dem warmen Sonnenstrahl der Liebe in den jungen Herzen wieder auf, welche aus fremdem Leid nicht lernen mögen und später den eigenen Schmerz nicht vergessen können.

Allmälich begann sie zu lächeln, ihre Blicke strahlten wie die morgenfrische Natur und glücklich lauschte sie seinen Worten.

Nur zuweilen noch durchschauerte sie dennoch der Gedanke an die Gefahr, die noch in dunklen Wolken über ihrem Haupte schwebte, immer mehr aber fand der Sonnenschein Eingang in ihr Herz. Hand in Hand ritten sie so neben einander hin. Bald auch stiegen sie ab und führten, Arm in Arm schreitend, die Pferde langsam die Berge auf und ab, indem sie sich immer und immer wieder dasselbe

sagten und doch immer wieder etwas Neues zu sagen und hören glaubten.

Im Sonnenlicht blickte ihnen der breite Fluß Przypiek entgegen, welcher weiter südwärts in den Dnieper mündet.

Kosciusko hielt einen Augenblick an.

„Dort müssen wir hinüber," sagte er, „aber der Fluß hat keine Furt. Dort rechts muß das Dorf Petrikowo liegen, dort werden wir eine Fähre finden, darnach haben wir freien Weg bis zur Grenze, da die Weichsel nordwärts bleibt."

„O, laß uns die Dörfer vermeiden," sagte Louise, „und die Menschen — in der Natur habe ich die Hoffnung wiedergefunden, ich fürchte die Menschen, die kein Erbarmen haben, laß uns immerhin den Uebergang versuchen und den Fluß durchschwimmen."

„Sollen wir unser Leben einsetzen," sagte Kosciusko, indem er zärtlich ihre Hand küßte, „das uns so viel Glück verheißt? Fürchte nichts, meine Geliebte, jene Menschen hier sind uns nicht gefährlich, sie werden uns für Gäste eines der Gutsherren ringsumher halten, ich kenne die Gegend, der Fürst Sapieha hat ein Schloß in der Nähe, auch bedürfen unsere Pferde Futter und Wasser, etwas Hafer oder Heu werden wir wohl finden, der Aufenthalt wird sich bezahlt machen, da wir mit den erquickten Tieren dann doppelt schnell fortkommen."

Sie ritten weiter.

Bald zeigte sich, hinter einem kleinen Waldhügel

hervortretend, in der That ein von blühenden Feldern und Wiesen umgebenes Dorf mit einer freundlichen Kirche, von deren Turm eben die Glocken zum Morgengebet läuteten.

Die Häuser waren klein und ärmlich von Lehm aufgebaut und mit Stroh gedeckt, aber doch erschien es freundlicher und wohlhabender als viele anderen Dörfer in Polen.

Schon sah man einzelne Arbeiter auf den Feldern.

Es war ein anmutiges Landschaftsbild, das da an dem breiten Silberbande des Flusses sich aufrollte.

„Wie schön!" sagte Louise. „Wie glücklich müssen die Menschen sein, die dort wohnen und all die Qualen nicht kennen, zu denen uns Stolz und Ehrgeiz verdammen."

Sie beugte ihr Haupt nieder und machte, leise die Lippen bewegend, das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust, um der Mahnung des durch die stille Morgenluft klingenden Glöckleins zu folgen.

Bald waren sie in das kleine Dorf eingeritten.

Die Bewohner, vor ihren Thüren stehend, grüßten ehrerbietig.

Kosciusko hielt vor dem durch einen an den Giebel gesteckten Tannenzweig kenntlichen Wirtshaus, ließ die Pferde tränken und ihnen Hafer aufschütten, von dem der Wirt noch einigen Vorrat hatte, und fragte dabei nach dem Schlosse des Fürsten Sapieha.

„Wenn der gnädige Herr mit der hochgeehrten Frau Gemahlin auf der Fähre über den Przypiek setzt und auf der großen Straße durch den Wald reitet, so werden die

Herrschaften etwa eine Meile weiter einen Seitenweg finden, der sie in einer Viertelstunde gerade zu dem Schloß des durchlauchtigsten Fürsten Sapieha hinführt,“ antwortete der Wirt, der seine Diensteifrigkeit verdoppelte, als er hörte, daß die Fremden Gäste des Fürsten Sapieha waren.

Louise war bei den Worten des Mannes hoch errötet.

Koscziusko drückte ihre Hand und flüsterte ihr zu:

„Die Zukunft sendet uns einen Lichtstrahl ihres höchsten Glücks entgegen, das sei uns eine gute Vorbedeutung.“

Die Pferde waren gefüttert.

Kosczuisko reichte dem Wirt einen Dukaten.

Der Mann führte seine Gäste überglücklich zu der Fähre hinab.

Bald hatten sie auch den Fluß hinter sich.

Der Weg vertiefte sich, wie der Wirt ihnen vorher gesagt, in einen dichten Tannenwald, der nur hier und da von einzelnen Laubholzbeständen unterbrochen wurde.

Sie hatten diesen Wald fast hinter sich gelassen, die Straße wendete sich, weithin übersehbar, in langem Bogen der Ebene zu, in der man mehrere zerstreute Ortschaften sehen konnte.

Unmittelbar neben dem Wege stand eine Gruppe von alten Buchen, unter deren Schatten sich ein weicher Moosteppich ausbreitete.

„Sieh hier, meine Geliebte,“ sagte Kosczuisko, „welch ein herrlicher Platz, einem Tempel glücklichen Friedens

gleich! Hier laß uns rasten, denn auch wir bedürfen der Stärkung, und die Freunde haben mich ein wenig versorgt, daß wir keinen Mangel leiden."

Louise starrte mit ängstlichen Blicken über die Ebene hin.

„Sieh dort, mein Freund," sagte sie, „sieh dort —"

Sie deutete mit der Hand nach einer Stelle auf der durch die Felder sich hinziehenden Straße, welche man deutlich übersehen konnte.

Kosciusko folgte der von ihr angegebenen Richtung, indem er die Hand über die Augen hielt, um sich gegen die bereits blendenden Strahlen der Morgensonne zu schützen.

„Jene Reiter meinst Du," sagte er, „dort auf dem Wege?"

„Ja, mein Freund," sagte Louise zitternd, „es sind Kosaken, ich erkenne sie an ihren Pferden und an ihren Lanzen mit den in der Sonne blinkenden Spitzen. O, mein Gott," jammerte Louise, „so habe ich recht gehabt!"

„Was fürchtest Du von ihnen?" sagte Kosciusko lächelnd. „Es ist eine Patrouille, wie sie häufig das Land durchstreifen, um Botschaft von einer zur andern Garnison zu bringen."

„Kosaken der Kaiserin auf unserem Wege," sagte Louise, „o sieh doch, sieh doch! Es scheint, daß sie uns auch gesehen haben — sie bleiben stehen —"

„Sie werden überlegen, welchen Weg sie einschlagen sollen," erwiderte Kosciusko, immer noch über Louisens

Angst lächelnd. „Jene Patrouillen, die ruhig das Land durchziehen, fürchte ich nicht; was wir zu fürchten haben, liegt hinter uns, unsere Verfolger müßten von Mohilew kommen und wir sind schon weit von der Straße ab. Nach Preußen hin wird man uns suchen, hier vermutet uns niemand. Aber wenn Du Dich scheust, jenen Kosaken zu begegnen, so laß uns um so mehr hier rasten, sie werden wohl dort unten auf jenen Seitenweg abbiegen, um nach der nächsten Stadt zu reiten; vielleicht ist es ja besser und vorsichtiger, jeder Bewegung auszuweichen."

Louise neigte zitternd das Haupt und folgte Kosciusko, der von der Straße ab in den Wald einbog.

Unter den Buchen am Wege sprang er aus dem Sattel, hob Louise vom Pferde und machte die Gebisse der Tiere los, um ihnen die frische Waldweide zu gönnen, nachdem er sie mit dem Zügel an einen Buchenzweig gebunden.

Er nahm von der Seite seines Pferdes zwei sogenannte Lischken, schmale, glatte Körbe, wie man sie in Polen damals auf Reisen benützte und wie sie die polnischen Bauern auch heute noch an ihren Sätteln tragen, wenn sie nach der Stadt zu Markte reiten.

In diesen Körben waren einige Flaschen Ungarwein, kaltes Geflügel, Brot und Eier enthalten.

Kosciusko breitete alles auf dem Boden aus und machte ganz glücklich die Honneurs dieses einfachen Frühstücks.

Auch Louise war erschöpft und bedurfte der Stärkung. Ein Schluck des feurigen Weines und einige Bissen von

der kalten Küche gaben ihr mit der Spannkraft des Körpers auch die Hoffnung und den Mut zurück, so daß sie nach kurzer Zeit schon wieder zu lächeln vermochte, als Kosciusko sich bemühte, sie trotz der eigenen Besorgnis, deren er dennoch nicht ganz Herr werden konnte, zu erheitern und ihr Zuversicht einzusprechen, und alles war also dazu angethan, um ein junges Herz freudig und hoffnungsvoll zu stimmen. Der Platz war so still und friedlich unter dem Schatten der Buchen, durch deren grüne Kronen die goldenen Sonnenstrahlen nur hier und dort im zitternden Spiel hineinfielen, man konnte sich so fern wähnen von allem Treiben und Jagen der Welt und hier, inmitten der schönen, friedlichen und unentweihten Natur, auf dem zarten, weichen Moosteppich saßen die beiden jungen Leute allein, der blaue Himmel spielte sich auf ihren glückstrahlenden Augen und Worte der Liebe klangen flüsternd von Mund zu Mund, als ob sie selbst vor den Elfen des Waldes ihr süßes Geheimnis verbergen wollten.

So reizend als dieser Aufenthalt auch war, so mahnte Kosciusko dennoch bald zum Aufbruch, denn so sehr er auch bedacht war, die Kräfte der Pferde und der Menschen zu schonen, ebenso erkannte er die Notwendigkeit, ohne jeden unnützen Aufenthalt die Flucht fortzusetzen und bald die schützende Grenze zu erreichen.

„Unsere Pferde sind gestärkt,“ sagte er, „wir können in den nächsten Stunden eine weite Strecke zurücklegen, bevor wieder ein Halt der Ruhe nötig wird.“

Er packte sorgsam seinen Vorrat wieder in die beiden Tischken, zäumte die Pferde wieder auf und hob Louise in den Sattel.

Als sie aus dem Waldesschatten herauskamen, zuckte Louise zusammen und hielt ihr Pferd an.

„Sieh, mein Freund,“ sagte sie, „noch immer sind jene beiden Männer dort, wo wir sie zuerst gesehen, sie halten auf der Landstraße, mein Gott, was kann das bedeuten!“

„Jedenfalls nichts, das uns angeht,“ sagte Kosciusko unbefangen. „Laß uns ruhig unsern Weg fortsetzen, wir müssen jetzt vorwärts; jene Kosaken, die uns entgegenkommen, sind uns wahrlich nicht gefährlich. Laß uns an ihnen vorbeireiten, Du wirst sehen, daß sie sich nicht um uns kümmern!“

Er setzte sein Pferd in einen leichten Trab, wie ihn wohl ein Kavalier, der sorglos über Land reitet, anschlagen mag.

Louise folgte ihm und auch ihre Besorgnis begann zu verschwinden, denn die beiden Kosaken, denen man immer näher kam, hielten ruhig auf dem Wege und schienen ganz gemütlich mit einander zu plaudern.

„Sie werden auf ihre Kameraden warten,“ sagte Kosciusko, „oder haben an dieser Stelle ein Rendezvous, um mit einer andern Patrouille zusammenzutreffen und ihre Botschaft abzugeben.“

Immer näher kam man heran.

Die Kosaken rührten sich nicht.

Schon waren sie nur noch einige Schritte entfernt.

Kosciusko wendete sein Pferd an die Seite, um zuerst an ihnen vorbeizureiten.

Da grüßte der eine der beiden Soldaten militärisch und sagte kurz:

„Halt, Herr!“

Kosciusko zuckte zusammen.

Louise, die dicht an seiner Seite ritt, griff wie hilfesuchend nach seinem Arm.

Ruhig, mit stolzem Blick fragte er:

„Was willst Du, Kosak?“

„Verzeiht, Herr,“ sagte der Soldat, „daß ich Euch anhalte, aber es ist der Befehl so!“

„Der Befehl — von wem?“ fragte Kosciusko.

„Vom Kommandanten von Minsk,“ erwiderte der Kosak, „der uns gestern am späten Abend ausgeschickt hat, die Gegend hier nach allen Seiten zu durchstreifen.“

„Und was sollt Ihr suchen?“ fragte Kosciusko, indem er vorsichtig die rechte Hand an eine seiner Sattelpistolen legte.

„Wir sollen nach einem Herrn und einer Dame zu Pferde aussehen — die Beschreibung paßt auf Euch, Herr, und auf die schöne Dame!“

„Und doch werdet Ihr Euch irren,“ sagte Kosciusko mit leicht bebender Stimme. „Die Dame hier und ich sind auf dem Wege zum Fürsten Sapieha, und niemand

in der Welt hat einen Grund oder ein Recht, uns zu verfolgen."

„Das ist ganz gleich, Herr," erwiderte der Kosak ehrerbietig, aber bestimmt, „ich habe das nicht zu prüfen, ich habe meinen Befehl, und den muß ich ausführen, habt also die Güte, Herr, mir zu folgen!"

„Und wohin denkt Ihr Befehl mich zu führen?"

„Nach Minsk zum Kommandanten oder nach Grodno," erwiderte der Kosak, „je nachdem ich Euch in der Nähe des einen oder des andern Ortes begegnen würde."

„Und wenn ich Euch nun sage, daß Ihr Euch irrt," sprach Kosciusko, indem er mit einem flüchtigen Händedruck Louise zu ermutigen suchte, „wenn ich Euch sage, daß ich nicht der bin, den Ihr sucht, und daß ich Euch nicht folgen werde."

„Dann, Herr," sagte der Kosak, indem er seinem Gefährten einen Wink gab, „dann habe ich den Befehl, Euch festzuhalten und Euch lebend oder tot nach Grodno oder Minsk zu bringen. Ihr seht also, das ist ernst und ich bitte Euch, zwingt mich nicht, meinen Befehl auszuführen!"

„Und die Dame hier?" fragte Kosciusko.

„Der Dame dürfen wir kein Haar krümmen," erwiderte der Kosak, „aber abliefern müssen wir sie auch. Wenn sie uns also nicht gutwillig folgt, dann —"

„Nun, mein Freund," sagte Kosciusko, sich gewaltsam zu lächelnder Ruhe zwingend, „es muß da ein Mißverständnis vorliegen und Ihr würdet Unannehmlichkeiten

haben, wenn Ihr nach Eurem Befehl handelt, der sich auf mich nicht beziehen kann. Wir wollen uns verständigen. Nehmt dies," fuhr er fort, indem er eine Börse hervorzog und dem Kosaken eine Handvoll Dukaten reichte, „und laßt mich des Weges gehen."

Der Kosak blickte mit funkelnden Augen auf das Gold, das für ihn ein Vermögen bedeutete.

Er zögerte einen Augenblick, dann schüttelte er traurig den Kopf und sagte seufzend:

„Es geht nicht, Herr, es ist der Befehl unserer allergnädigsten Kaiserin selbst — so hat der Kommandant gesagt, und da gibt es kein Besinnen und Ausweichen. Was würde mich Euer Gold nützen, wenn ich in Sibirien zu Grunde ginge oder unter der Knute verblutete?" sagte er schaudernd. „Also fügt Euch nur, man will Euch wohl nichts Böses und Ihr habt wohl nichts zu fürchten, denn ich habe auch den Befehl, Euch artig zu behandeln und in allem übrigen Euren Willen zu thun, wenn Ihr mir gutwillig folgt."

Kosciusko steckte ruhig seine Börse wieder ein und neigte einen Augenblick wie nachsinnend das Haupt.

„Folge mir!" flüsterte er leise Louise zu.

Dann riß er schnell wie der Blitz seine Pistole aus dem Halfter und schoß aus unmittelbarer Nähe den Kosaken vom Pferde.

Ehe der andere Soldat sich über diesen plötzlichen Angriff fassen konnte, hatte er bereits seinen Säbel aus der

Scheide gerissen und einen wuchtigen Hieb gegen den Kopf des Mannes geführt, der taumelnd auf den Hals seines Pferdes niedersank; dann drückte er seinem Pferde die Sporen ein und, Louisens Hand festhaltend, sprengte er in fliegender Eile auf der Straße weiter, aber sie hatten kaum eine kleine Strecke zurückgelegt, als er vor sich auf dem Wege abermals eine Patouille von mehreren Kosaken erblickte, welche schnell heransprengte.

„Dort, o, sieh auch dort!" rief Louise, indem sie seitwärts nach einem kleinen Gebüsch in der Nähe des Dorfes deutete, denn in der That kamen auch von dorther mehrere Kosaken über das Feld herangesprengt.

Zu gleicher Zeit tauchten auch auf der andern Seite des Waldrandes Reiter und blinkende Lanzenspitzen auf.

Ein Entrinnen war nicht möglich.

Die Flüchtigen waren von allen Seiten umringt.

Knirschend hielt Kosciusko sein Pferd an, mit einem Jammerlaut drängte sich Louise an seine Seite.

„Das ist die Tücke eines bösen Dämons," rief Kosciusko, „oder niederträchtiger Verrat; aber Verrat — das ist unmöglich, meine Freunde sind unfähig dazu, und mein alter Micislav? Nein, nein, das kann nicht sein! Stehen denn die Dämonen der Hölle im Dienst dieser Katharina? Das ist anders unmöglich! Wenn wir wirklich den Vorsprung hätten, den Potocky mir versprach —"

„Wir sind verloren, mein Freund," rief Louise verzweiflungsvoll, „rette Dich, Du allein kannst fliehen, Du

kannst Dich durchschlagen durch diese Schergen der Tyrannei, vielleicht werden sie Dich nicht verfolgen, wenn wir uns trennen. Flieh, mein Freund, flieh und überlaß mich meinem Schicksal!"

„Niemals!" sagte Kosciusko finster, indem er seinen Arm um die Schulter des zitternden Mädchens legte.

Da erschallten laute Rufe hinter ihnen, während zugleich die Kosakenpatrouillen von allen Seiten heransprengten und die Spitzen ihrer Lanzen den Flüchtigen entgegen hielten.

„Haltet sie an, haltet sie an!" erscholl es von rückwärts über die Felder her.

„Mein Vater!" schrie Louise, indem sie, von jäher Angst erfaßt, vorwärts sprengte.

Aber schnell waren sie von den Kosaken umringt und festgehalten.

Kosciusko blickte umher.

Die drohende Gefahr gab ihm seine ganze Kaltblütigkeit wieder.

Er war in diesem Augenblick nur der Soldat, der die Stärke des Gegners mißt, um nach derselben den Angriff zu berechnen.

Vom Walde her, in dem er mit Louise unter dem Schatten der Buchen sein einfaches Frühmahl gehalten, sprengte ein starker Kosakentrupp weit voran.

An der Spitze desselben ritt Sosnowsky, den blanken Säbel schwingend.

Vor Kosciusko stand die jetzt in eine dichte Linie zusammengezogene Patrouille vor den beiden verwundeten Kosaken. Hinter ihm stand der eine neben seinem Pferd, auf seine Lanze gestützt, der andere kniete am Boden.

Vielleicht wäre für ihn die Flucht seitwärts über die Felder möglich gewesen, wenn sein Pferd den Wettlauf ausgehalten hätte; auch würde man von seiner Verfolgung abgestanden haben, wenn Sosnowsky seine Tochter wieder in seiner Gewalt hatte, aber dann hätte er ja die Geliebte preisgeben müssen, und ein solcher Gedanke fand keinen Platz in seinem ritterlichen Geist.

Er beschloß, zu warten und sein und Louisens Leben nicht in hoffnungslosem Kampf aufs Spiel zu setzen, war ja doch, so schien es ihm, die schwerste Gefahr beseitigt, war es ja doch unmöglich, daß Louise nach dem, was hier vor so viel Zeugen geschah, noch an den Grafen Bobrinsky verkauft werden konnte, die stolze Katharina würde eine solche Verbindung für ihren Günstling, den man allgemein ihren Sohn nannte, niemals zugeben.

„Mut, meine Louise," rief er der Geliebten herüber, „Gott ist über uns!"

Dann kreuzte er die Arme und blickte ruhig Sosnowsky entgegen.

Dieser sprengte auf seinem schaumbedeckten Pferde heran.

„Ha, entartetes Kind," rief er, „so weit konntest Du die Ehre Deines Namens vergessen! Jetzt sollst Du

meine Macht fühlen. Du elender Verräter," schrie er, zu Kosciusko gewendet, „der Du es wagtest, aus dem Staube Deiner Niedrigkeit herauf Deine Augen zu meiner Tochter zu erheben, Du sollst Deine Frechheit büßen, der Entführer ist dem Gesetz verfallen, der Dieb der Juwelen meiner Tochter," fügte er mit gellendem Hohnlachen hinzu, „soll seiner Strafe nicht entgehen. Die große Kaiserin ist gerecht, die Bergwerke Sibiriens erwarten ihn!"

Kosciusko wurde bleich wie der Tod, furchtbarer Zorn loderte in seinen Augen auf, aber er hielt mit starker Willenskraft den Ausbruch zurück.

„Ihr seid Eurer Sinne nicht mächtig, Graf Sosnowsky," erwiderte Kosciusko, „darum will ich Eure Worte nicht wägen. Ihr wißt wohl, daß die Kaiserin kein Recht hat über einen freien polnischen Edelmann, dessen Blut dem Euren gleich ist. Bedenkt, was Ihr sprecht und was Ihr thut; Eure Tochter ist mir gefolgt in freiem Willen, bedenkt, ob es für Eure Tochter und die Ehre Eures Namens nicht besser ist, wenn Ihr nun dennoch thut, was Ihr später bei Gott nicht bereuen werdet, und ich gelobe Euch, Euch ein guter Sohn zu sein und mein ganzes Leben daran zu setzen, Eure Liebe zu gewinnen."

„Des Teufels Sohn mögt Ihr sein, Elender!" rief Sosnowsky. „Doch wozu die Worte; ergreift ihn und bringt ihn nach Mohilew zurück, die Kaiserin wird zu Gericht sitzen über den vermessenen Raub, den er in ihrer erhabenen Gegenwart zu begehen gewagt!"

Der Offizier der Kosaken, welcher die Sosnowsky begleitende Abteilung befehligte, bewegte sich nicht.

Die Kosaken hielten schweigend rings umher.

Die Söhne der Steppen schienen Teilnahme für die Verfolgten zu fühlen und mancher mitleidige Blick wendete sich dem schönen, todesbleichen Mädchen und dem ritterlich stolzen Manne zu.

Der Offizier, welcher die mit Sosnowsky gekommene Abteilung befehligte, ritt vor und sagte:

„Der Adjutant unserer allergnädigsten Kaiserin hat mich zur Verfügung Eurer Excellenz gestellt, ich erbitte deshalb mir bestimmten Befehl, jenen Herrn dort zu arretiren, ich selbst lade die Verantwortung dafür nicht auf mich!“

„Ich übernehme jede Verantwortung,“ rief Sosnowsky, „ich, der Vizekronfeldherr von Polen, befehle Euch, diesen frechen Mädchenräuber und Juwelendieb festzuhalten und nach Mohilew vor das Gericht der erhabenen Kaiserin zu schleppen. Zögert nicht, jeder Ungehorsam wird harte Strafe finden!“

Außer sich vor Wut, sprengte er gegen Kosciusko vor und ergriff dessen Arm.

Schnell wie der Blitz hatte Kosciusko seine zweite Pistole aus dem Sattel gerissen und die Mündung der Waffe auf Sosnowskys Brust gesetzt.

„Halt, Thaddäus,“ rief Louise, „halt um der Barmherzigkeit Gottes willen, es ist mein Vater!“

Kosciusko ließ den Arm mit der Waffe sinken, in demselben Augenblick aber auch waren schon auf einen Wink des Offiziers mehrere Kosaken von hinten herangesprengt, im Nu hatten sie Kosciuskos Säbel aus der Scheide gerissen und die Pistole seinen Händen entwunden. Einer der Soldaten ergriff die Zügel seines Pferdes, zwei andere hielten dicht an seiner Seite.

„So," rief Sosnowsky hohnlachend, „der räuberische Wicht ist gefangen. Nun zurück nach Mohilew; für jede Stunde, die wir früher dort ankommen, verspreche ich jedem von euch einen Dukaten, aber hütet ihn wohl, daß er nicht entwischt — ihr haftet der Kaiserin für seinen Kopf!"

„Ihr werdet mir bezeugen, Herr," sagte der Offizier zu Kosciusko, „daß ich nur auf Anordnung des Vizekronfeldherrn gehandelt habe, wie es nach dem Befehl der Kaiserin meine Dienstpflicht war."

Kosciusko neigte schweigend den Kopf.

Der traurige Zug setzte sich in schnellem Trabe auf der Straße nach Mohilew in Bewegung, nachdem einige Kosaken abkommandirt waren, um für die beiden Verwundeten zu sorgen und sie nach der nächsten Station zu geleiten.

Voran ritt eine Abteilung Kosaken, welche Louise umringten, die in stumpfer Gleichgiltigkeit auf ihrem Pferde saß und mit thränenlosen Augen vor sich hinstarrte.

Dann folgte Kosciusko mit seiner Bedeckung.

Er war bleich und finster und blickte zuweilen vorwurfsvoll zum Himmel auf, als ob er fragen wolle, warum Gott zwei Menschen verlassen habe, deren einzige Schuld ihre Liebe war.

Sosnowsky folgte, den Zug überwachend.

Auf seinem welken, bleichen Gesicht schienen alle bösen Geister des Hasses und der Rache ihr unheimliches Wesen zu treiben.

Der Zug ging an der Stelle vorbei, an welcher die Flüchtigen vorher Rast gehalten hatten.

Noch ebenso still und friedlich lag der Platz unter den Buchen da, ebenso goldig schimmerte das Sonnenlicht durch die grünen Laubkronen.

Louise warf einen Blick dahin, ein Thränenstrom brach aus ihren Augen hervor.

Einen Augenblick senkte sie schluchzend das Haupt auf die Brust, dann hielt sie ihr Pferd an.

Der ganze Zug stockte.

„Was gibt es?" rief Sosnowsky heransprengend. „Vorwärts, vorwärts!"

„Halt, mein Vater," rief Louise, „halt und höre mich! Ich rufe Dich an bei der Ehre Deines Namens, ehe Du weiter gehst! Hier," fuhr sie mit laut erhobener Stimme fort, „im Angesicht des Himmels und vor all diesen Männern bekenne ich, daß ich Thaddäus Kosciusko für jetzt und in alle Ewigkeit unauflöslich angehöre, wie nur ein Weib einem Manne angehören kann auf Erden. Höre es, mein

Vater, hört ihr es, ihr Männer, die ihr die Waffen im Arm und treue Herzen in der Brust tragt, und nun bedenke, mein Vater, ob Du nach diesem Bekenntnis, das ich überall wiederholen werde, weitere Gewalt gegen mich üben willst! Rette in Frieden und Versöhnung das Herz Deiner Tochter und die Ehre Deines Namens."

„Louise," rief Kosciusko entsetzt, „was thust Du, welche Anklage sprichst Du aus gegen Dich und mich!?"

„Elende," knirschte Sosnowsky, indem er drohend die geballte Faust erhob, „Du wagst es, von der Ehre meines Namens zu sprechen! Vorwärts," befahl er, „jedes unnütze Wort ist verloren!"

Man hörte aus dem Walde her den Galopp von Pferden, und gerade als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, sprengte Ignaz Potocky auf schaumbedecktem Pferde heran, Kolontay und Zajonczek ritten an seiner Seite.

Mehrere Diener folgten.

Alle waren bis an die Zähne bewaffnet.

Sosnowsky war an die Spitze getreten.

Unmittelbar vor ihm hielt Ignaz Potocky sein Pferd an.

„Die Freunde!" flüsterte Kosciusko, „o mein Gott, was führt sie her? Rettung können sie ja dennoch nicht bringen. Sollte von ihnen der Verrat kommen?" sagte er ganz leise, mit schwerem Seufzer das Haupt auf die Brust senkend.

„Ah, der Vizekronfeldherr," sagte Potocky, indem er lächelnd seinen Hut berührte, mit drohend blitzenden Augen,

aber mit einem kalten, spöttischen Lächeln auf den Lippen, „ich finde Euch in sonderbarer Begleitung — kaiserliche Kosaken, Eure edle Tochter und mein Freund Thaddäus Kosciusko, wie es scheint, als Gefangener? Gehört Ihr auch zu den Gefangenen oder welche Rolle spielt Ihr hier in diesem sonderbaren Zuge?“

„Wer gibt Euch das Recht zu solcher Frage, Graf Potocky?“ erwiderte Sosnowsky, indem er hochmütig den Kopf zurückwarf und mit finster drohenden Blicken den Grafen ansah. „Zieht Eures Weges und mischt Euch nicht in meine Angelegenheiten!“

„Wenn ein Potocky fragt,“ erwiderte der Graf, indem seine Augen noch stolzer, noch drohender blitzten, „so gibt es niemand in Polen, der es wagte, nicht zu antworten, Euch nicht ausgenommen, Graf Sosnowsky! Ich wiederhole also meine Frage, wohin führt Ihr Eure Tochter und meinen Freund Thaddäus? Denn fast scheint es ja, als ob Ihr hier die Rolle des Kerkermeisters spieltet, die mir, ich muß es Euch sagen, des Vizekronfeldherrn von Polen nicht ganz würdig erscheint.“

„Nun denn,“ rief Sosnowsky, schäumend vor Wut, dem Offizier der Kosaken zu, „so antwortet Ihr, mein Herr, dem neugierigen Frager, sagt ihm, daß Euch die Kaiserin unter meinen Befehl gestellt hat, um mein ehrvergessenes Kind und jenen Mädchenräuber dort festzuhalten und nach Mohilew vor das Gericht der erhabenen Monarchin zu bringen.“

Der Offizier bestätigte durch eine Neigung des Kopfes Sosnowskys Worte.

„Einen polnischen Edelmann vor das Gericht nach Mohilew?“ fragte Potocky, „das ist unmöglich! Und wenn Ihre Majestät die erhabene Kaiserin Katharina Alexiewna,“ fuhr er, einen Augenblick seinen Hut erhebend, fort, „in ihrer eigenen Person zu Gericht sitzen wollte, so würde sie kein Recht haben, über einen polnischen Edelmann ein Urteil zu sprechen, über den nur die Kommission des Reichstags in Warschau richten darf!“

„Hört Ihr, mein Herr, hört Ihr,“ rief Sosnowsky, „das ist Hochverrat — er ist ein Rebell!“

„Ihr irrt,“ erwiderte Potocky; „ich weiß gewiß, daß Ihre Majestät die Kaiserin jedes Recht achtet und niemals eine ungerechte Gewaltthat befehlen wird.“

„Verzeiht, Herr Graf,“ sagte der Offizier, „ich habe darüber nicht zu urteilen, ich kenne nur meinen dienstlichen Befehl, und er lautet dahin, daß ich allen Anordnungen des Herrn Vizekronfeldherrn zu folgen habe; er hat mir befohlen, jenen Herrn und jene Dame zu arretiren und nach Mohilew zu bringen, was weiter mit ihnen geschehen soll, weiß ich nicht und geht mich auch nichts an; die Kaiserin wird richten, ich bin gewiß, daß sie gerecht richten wird!“

„Auch ich, mein Herr, bin dessen gewiß,“ sagte Potocky, indem er den Offizier artig grüßte. „Also auf Euren Befehl, Graf Sosnowsky, ist das Unerhörte geschehen,

daß Ihr Eure eigene Tochter und einen freien polnischen Edelmann von Kosaken gefangen über die Landstraße führen laßt! So hört denn, was ich sage: Im Namen der erhabenen Kaiserin, welche in ihrem Reiche Gerechtigkeit übt, und im Namen der königlichen Republik Polen, deren Unterthan Ihr seid, fordere ich Euch auf, den Befehl, den Ihr diesem Herrn gegeben habt, sofort zurückzunehmen und," fügte er mit wärmerem Ton hinzu, „als Euer Standesgenosse, als Sohn desselben Vaterlandes bitte ich Euch, widerstrebt nicht dem Lebensglück Eurer Tochter, sie hat Euch bewiesen, wie stark ihre Liebe ist zu einem edlen Sohn ihres Vaterlandes, reißt Euch nicht los von Eurem einzigen Kinde, Ihr werdet einen Sohn gewinnen, wie Ihr ihn besser nicht finden könnt auf Erden, und ich werde Euer Freund sein bis zum letzten Atemzuge meines Lebens!"

Sosnowsky lachte laut und höhnisch auf.

„Es ist hier nicht der Ort, Graf Potocky," sagte er, „um ein Melodram aufzuführen. Ihr habt gehört, daß ich im Namen der Kaiserin handle und daß die Soldaten unter meinem Befehl stehen. Gebt den Weg frei oder Ihr werdet Eure Vermessenheit vor der Kaiserin verantworten!"

Potocky schwieg einen Augenblick sinnend.

„Es ist vergebens, mein edler Freund," rief Kosciusko, „verstricke Dich nicht in meinen Untergang, halte Dich frei, damit meine Louise einen Freund behält auf Erden."

Er blickte umher und schien die Kräfte zu messen.

Neben ihm stand sein Freund und drei Diener, die Kosaken waren fast in zehnfacher Uebermacht, jeder Kampf hätte zu einem vergeblichen Blutbade werden müssen.

Ganz ruhig sprach er, zu dem Offizier gewendet:

„Also, mein Herr, Ihr handelt nur auf Befehl des Grafen Sosnowsky und nur auf seinen Befehl habt Ihr jenen Herrn dort gefangen genommen?“

„So ist es,“ erwiderte der Offizier.

„Nun denn, Graf Sosnowsky,“ fuhr Potocky fort, „es steht mir nicht zu, in Eure väterlichen Rechte einzugreifen, und ich will um keines Haares Breite die Grenzen des Rechts überschreiten, das mir mein Gewissen und das Gesetz meines Vaterlandes gibt, führt Eure Tochter mit Euch, Gott wird mit Euch abrechnen und, das hoffe und bete ich, über Eures Kindes Glück wachen. Ich verlange von Euch als polnischer Edelmann, daß Ihr sofort dem freien und edlen Herrn Thaddäus Kosciusko dort seine Freiheit wiedergebt.“

„Vorwärts,“ rief Sosnowsky lachend, „vorwärts, genug der Worte!“

In einem Nu war Potocky an seiner Seite und faßte seinen Arm.

Kolontay und Zajonczek, welche jeder Bewegung des Grafen gefolgt waren, sprengten ebenfalls vor und faßten die Zügel von Sosnowskys Pferd.

Ehe dieser noch von dem Schreck über den jähen Ueber-

fall sich zu fassen vermochte, hatte Potocky eine Pistole aus dem Halfter seines Sattels hervorgezogen und die Mündung derselben auf Sosnowskys Schläfe gesetzt.

Unter lautloser Stille knackte der Hahn der Waffe.

Sosnowsky erhob die Hand gegen den Offizier; er öffnete die Lippen; er wollte rufen, aber mit eherner Stimme sprach Potocky:

„Keinen Laut, keine Bewegung oder, bei Gott und der heiligen Jungfrau und bei der Ehre meines Namens, Ihr seid eine Leiche!“

„Erbarmen!“ rief Louise, „es ist mein Vater — tötet mich für ihn!“

Die Kosaken blickten regungslos auf ihren Offizier, der erschrocken und unschlüssig auf seinem Pferde saß, denn Potockys Miene ließ keinen Zweifel darüber, daß er seinen Schwur halten werde.

„Nun hört mich wohl, Graf Sosnowsky,“ fuhr Potocky fort, indem er die Mündung des Pistolenlaufs fest gegen die Schläfe des Vizekronfeldherrn drückte, „ich befehle Euch, daß Ihr jenem Herrn dort den Befehl gebt, den Herrn Thaddäus Kosciusko freizulassen; wenn Ihr es nicht thut, so seid Ihr ein Verräter an Eurem Vaterlande, ein Rebell gegen das Gesetz der Republik! Euer Leben ist mir verfallen, ich werde bis drei zählen, und wenn Ihr bis dahin nicht den Befehl gegeben habt, den Gefangenen freizulassen, so werdet Ihr vor dem ewigen Richter stehen. Macht keinen Versuch, mich zu hindern,

mein Herr," sagte er zu dem Offizier, „Eure erste Bewegung würde das Todesurteil des Grafen Sosnowsky sein."

Eine lautlose Stille herrschte rings umher, man hörte nur das Schnauben der Pferde, die Atemzüge der Menschen und das leise Rauschen der Blätter.

„Eins!" zählte Potocky.

Sosnowskys Blicke irrten unstät umher.

Louise bedeckte das Gesicht mit den Händen; man hörte ihr leises Schluchzen.

„Zwei!" sagte Potocky.

Sosnowskys Gesicht wurde erdfahl; seine Züge verzerrten sich auf entsetzliche Weise; er schloß die Augen; seine Lippen bebten; seine schwer keuchende Brust rang nach Atem.

Man hörte den ersten Hauch des verhängnisvollen Wortes: „Drei!" von Potockys Lippen.

Da sagte Sosnowsky mit einer Stimme, die rauh und heiser wie ein Todesröcheln aus seiner Brust heraufdrang:

„Laßt den Gefangenen frei!"

„Ihr alle hört den Befehl," sagte der Offizier zu seinen Leuten, auf deren bärtigen Gesichtern sich tiefe Bewegung zeigte.

„Wir hören ihn," antworteten alle.

Der Offizier winkte.

Die Soldaten entfernten sich von Kosciusko.

Man reichte ihm seinen Säbel und seine Pistolen.

Potocky hielt noch immer die Mündung seiner Waffe fest an Sosnowskys Schläfe.

„Zum Teufel!“ murrte dieser, „so lassen Sie mich frei, da ich Ihren Willen gethan habe.“

„Noch nicht,“ sagte Potocky, „ein Befehl kann zurückgenommen werden, und da wir einmal auf diese wenig angenehme Art von Unterhaltung gekommen sind, so müssen wir dieselbe mit aller gebotenen Vorsicht fortführen. Nimm Abschied, mein Freund,“ sagte er zu Kosciusko, „Du würdest mit Deiner Louise, da doch einmal eure Flucht bekannt geworden ist, kaum die Grenze erreichen; warte in Sicherheit, was Gottes Ratschluß über Deine Zukunft verhängt, für Deine Sicherheit will ich sorgen, denn sollte je noch etwas gegen Dich unternommen werden, so werde ich öffentlich vor aller Welt, vor der Kaiserin selbst den Vizekronfeldherrn Sosnowsky für einen wortbrüchigen Schurken erklären müssen, und dann wird er sich nicht davor verstecken können, mir Rechenschaft zu geben, oder der ganze polnische Adel wird ihn aus seinen Reihen ausstoßen. Nimm Abschied, Freund, und höre hier meinen Schwur bei Gott und meiner Ehre, daß gegen Deine Louise kein Zwang, so lange meine Brust atmet und mein Arm eine Waffe führen kann, geübt werden soll; ich werde ihr zur Seite stehen, wie Du siehst, und werde sie vielleicht noch besser schützen können, als Du selbst es vermocht hättest.“

Kosciusko ritt zu Louise heran und reichte ihr die Hand.

„Lebe wohl, meine Einziggeliebte," sagte er; „vielleicht hat der Himmel uns nicht beschützt, weil wir gegen sein Gebot handelten, das auch gegen die harten und grausamen Eltern Gehorsam befiehlt; sollten wir auf Erden getrennt bleiben, so werden wir uns einst wiederfinden vor dem Thron des Allmächtigen, der die Schuld der Liebe gern verzeiht, aber verzagen wollen wir nicht, wir wollen auch die irdische Hoffnung noch in unserem Herzen bewahren. Mein Freund wird seinen Schwur halten und Dir schützend zur Seite stehen."

Er drückte Louisens Hand an seine Lippen.

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, küßte seine Lippen und rief:

„Ich bin Dein, mein Thaddäus, in diesem und jenem Leben!"

Lange hielten sie sich umfangen, dann wendete sich Thaddäus ab und reichte seinem Freunde stumm die Hand.

Potocky gab ihm die Linke, ohne seine Waffe von dem Haupt Sosnowskys zurückzuziehen, der halblaute Verwünschungen ausstieß.

„Gott sei mit Euch!" sagte der Kosakenoffizier bewegt. „Ich habe gethan, was ich thun mußte."

Kosciusko reichte auch ihm die Hand.

„Ich kenne die Pflicht des Soldaten," sagte er; „Ihr waret ein Werkzeug des Schicksals."

Er rief laut: „Auf Wiedersehen!“ grüßte noch einmal mit der Hand und sprengte dann in schnellem Galopp auf der Straße davon.

Potocky wartete noch, bis er an der nächsten Biegung des Weges hinter einem Waldgebüsch verschwunden war. Dann zog er seine Waffe zurück.

„Das war ein Ueberfall,“ sagte Sosnowsky, „ein verbrecherischer Zwang, für den Ihr mir Rechenschaft geben werdet, Graf Potocky!“

„Ich bin stets bereit, meine Thaten zu vertreten,“ erwiderte Potocky; „hütet Euch übrigens,“ fügte er hinzu, „Euer Wort zurückzunehmen, denn meine Kugel würde auch von hier aus ihr Ziel nicht verfehlen.“

„Ich würde nicht in der Lage sein,“ sagte der Kosakenoffizier, ehe Sosnowsky antworten konnte, „einem Gegenbefehl Seiner Excellenz zu gehorchen; für einen Soldaten gibt es nur ein Wort, mein Dienst darf nicht das Spielzeug wechselnder Laune sein!“

Sosnowsky warf dem Offizier einen drohend feindlichen Blick zu.

„Mag's drum sein,“ sagte er; „vielleicht ist es besser, wenn jener freche Ehrenräuber in der Ferne von der Strafe ereilt wird, die ihm für seinen Frevel gewiß ist; ich werde dafür sorgen, daß ihm die Grenzen Polens verschlossen bleiben!“

„So lange,“ sagte Potocky mit flammendem Blick, „als Ihr und Euresgleichen Macht im Vaterlande habt.“

„Auf Wiedersehen, Fräulein Louise!" fuhr er, dem weinenden Mädchen die Hand reichend, fort; „ich werde über Ihnen wachen, ich werde wissen, wo Sie sind und was man mit Ihnen thut. Vertrauen Sie auf mich, wie Thaddäus mir vertraut! Kommt, meine Freunde," rief er, „dem Herrn Vizekronfeldherrn wird wenig daran liegen, in unserer Gesellschaft den Rückweg zu machen."

Er grüßte den Offizier und sprengte mit Kolontay und Zajonczek in gestrecktem Galopp davon, während Sosnowsky mit den Kosaken in kurzem Trabe folgte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Frau und die Kaiserin.

Die Kaiserin Katharina hatte sich ihrer Gewohnheit gemäß früh erhoben. Sie erfuhr, daß der Kaiser Josef schon seit einer Stunde im strengsten Inkognito ausgegangen sei, um die großen Gerbereien in der Stadt zu besichtigen, welche den Mittelpunkt eines ausgedehnten Handels bildeten und bis nach Oesterreich hin ihre Absatzgebiete ausdehnten.

Sie war zufrieden, eine Zeit lang frei von allem Zwange zu bleiben, den die Gastfreundschaft ihr auferlegte, und ihren Tag in gewohnter Weise beginnen zu können.

Vortrefflich gelaunt, saß sie in ihrem Kabinet, dessen nach dem Park zu geöffnete Thür die morgenfrische Frühlingsluft einströmen ließ, bei ihrem Frühstück, das wie immer aus leichtem Milchkaffee mit einfachem Weißbrot bestand.

In ihrer Gesellschaft befand sich die Gräfin Bruce,

ihre erste und vertrauteste Palastdame, und ihr Adjutant, Rimsky Korzakow, in deren Mienen die heitere Laune der Gebieterin sich widerspiegelte.

Die Kaiserin war, wie immer in der Gesellschaft ihrer nächsten Vertrauten, vor denen sie sich keinen Zwang auflegen zu dürfen glaubte, von einer fast kindlich ausgelassenen Fröhlichkeit, so daß man hier kaum die Herrscherin hätte wiedererkennen mögen, deren Gedanken die weiten Gebiete des Reichs und die Verhältnisse aller europäischen Höfe gleichmäßig umfaßten und deren ernste Sorge unablässig darüber wachte, ihre Macht und ihren Einfluß gegen alle murrenden Parteien und gegen alle Intriguen der fremden Kabinette zu erhalten und zu erweitern.

Auf dem Tisch neben ihrem goldenen Kaffeegeschirr lag ein Paket von Berichten ihrer Gesandten und geheimen Agenten aus allen europäischen Hauptstädten, welche die täglich zweimal von Petersburg ihr folgenden Kuriere überbracht hatten.

Einige dieser Berichte waren mit Randbemerkungen von der Hand Potemkins versehen, welcher dieselben vor der Kaiserin erhielt, um sie dann mit ihren Befehlen an den Fürsten Besborodkow zur weiteren Geschäftsbehandlung gelangen zu lassen.

So sehr Katharina auch dem Fürsten Potemkin vertraute, so viel eigenen Willen, ja Eigentümlichkeiten sie ihm auch zugestand, so versäumte sie dennoch die sorg-

fältige Lektüre der politischen Berichte niemals; sie wußte zu genau, daß nicht die Nachsicht gegen den Willen, ja selbst den Eigensinn eines bewährten Dieners, sondern nur die Scheu vor der eigenen Arbeit, die Unkenntnis der Geschäfte die Herrscher ohnmächtig machen.

Die genaue Kenntnis aller Geschäfte ließ sie sich daher niemals entgehen oder entziehen, sie hielt dadurch immer die letzte Entscheidung in ihrer Hand, und häufig kam es vor, daß diese Entscheidung gegen die Meinung und den Wunsch des allmächtigen und rücksichtslosen Potemkin ausfiel, der sich dann ohne Murren und Widerspruch dem Willen der Kaiserin unterwarf, welche trotz der Schwächen für ihn und trotz des hohen Wertes, den sie auf seinen Rat und seine Meinung legte, dennoch immer auch für ihn die Herrin und die Herrscherin blieb.

Heute aber hatte die Kaiserin das mit einem golddurchwirkten seidenen Faden zusammengebundene Aktenpaket noch nicht geöffnet; sie schien den schönen, freundlichen und friedlichen Morgen wie als eine Entschädigung für den Zwang dieser Tage voll genießen zu wollen, schon war die für das Frühstück nach der gewöhnlichen Tagesordnung bestimmte Zeit überschritten und noch immer setzte sie das heitere Gespräch fort, indem sie oft mit scharfem, sarkastischem Witz über die Eigentümlichkeiten ihres kaiserlichen Gastes spottete; sie nannte seine gesuchte Einfachheit, sein fortwährendes Bestreben, unter durchsichtigem Inkognito sich zu verbergen, nur eine potenzirte

Eitelkeit und lachte herzlich über seine pedantischen Phrasen, welche häufig wie Citate aus Rousseaus Schriften erschienen und an einen Kathedergelehrten erinnerten.

„Er spricht, ohne zu denken,“ sagte sie, „und darum wird er sich gewöhnen, auch zu handeln, ohne zu denken, und was er thut, wird die Vergänglichkeit in sich tragen. Seine Mutter ist anders,“ sagte sie; „sie war fest und beständig im Unglück — dieser Josef würde keine Widerwärtigkeiten ertragen. Wohl mag sie recht gehabt haben, ihn so lange von der selbständigen Regierung möglichst fernzuhalten, wie es wohl jede fürstliche Mutter thun muß, wenn sie überzeugt ist, daß in ihren Händen die Zügel des Regiments fester und sicherer ruhen als in denen eines unstäten und schwachmütigen Sohnes. Bald aber wird er nun völlig selbständig sein, denn das Leben Maria Theresias neigt sich schnell dem Ende zu; er wird viel Unruhe stiften und sich aufreiben in verworrener Thätigkeit; aber Dank wird er nicht gewinnen; was er erstrebt, das wird er nicht erreichen. Aber dennoch wird er nützlich sein, um meinen Zwecken zu dienen,“ fügte sie halb für sich hinzu.

„Er gibt sich das Ansehen eines Philosophen,“ sagte Rimsky Korzakow, indem er selbstgefällig seitwärts nach allen Spiegeln hinübersah, „und dennoch ist er mehr Despot als irgend jemand und hochmütiger als unsere allergnädigste Kaiserin selbst; schien er nicht verletzt und beleidigt, als ich mir erlaubte, ihn anzureden? Paßt sich solcher Hochmut

für einen Schüler Rousseaus, der die Gleichheit aller Menschen verkündigt?"

„Du warst impertinent, mein Freund," sagte Katharina lachend, „und darfst Dir das nicht wieder erlauben; doch hat es mich immerhin amüsirt, seinen Unmut zu sehen; warum dringt er so darauf, durchaus nur der Graf Falkenstein sein zu wollen? Da darf er sich denn auch nicht wundern, wenn er einmal wirklich als solcher behandelt wird, nur darfst Du Dir das in meiner Gegenwart nicht wieder erlauben."

Eine Zeit lang noch ging das Gespräch in diesem Ton fort, und nachdem die Kaiserin ihren Witz an dem Kaiser Josef erschöpft hatte, übte sie eine noch schärfere und noch boshaftere Kritik an einzelnen polnischen Großen, welche zu ihrem Empfange erschienen waren.

Lebhafter nahmen die Gräfin Bruce und Rimsky Korzakow an dieser Kritik teil. Beide hatten sich, so lange das Gespräch sich um den Kaiser Josef bewegte, rücksichtsvoll zurückgehalten, da Katharina über fremde gekrönte Häupter wohl sich selbst, wenn auch nur in den vertrautesten Kreisen, scharfe Bemerkungen erlaubte, ohne jedoch ihren Dienern zu gestatten, daß sie ihrem Beispiel folgten und die Ehrfurcht vor den gesalbten Trägern der Kronen in ihrer Gegenwart aus den Augen setzten.

Selbst der kecke Günstling Rimsky Korzakow erlaubte sich nur selten und bei ganz besonders guter Laune seiner Herrin einen ähnlichen Ausfall, wie er ihn eben über den Kaiser gemacht hatte.

Die Polen kamen schlechter weg. Sowohl die Gräfin Bruce als Rimsky Korzakow ergingen sich in beißenden und wenig zurückhaltenden Scherzen über die sarmatischen Barbaren und über die geschorenen Köpfe, welche einige derselben noch nach alter polnischer Sitte zu ihrem Nationalkostüm trugen.

Die Kaiserin nahm alle diese Bemerkungen heute ganz außerordentlich gnädig auf und helles, fröhliches Lachen klang mehrmals aus dem Kabinet in den Park hinaus, der in einem ausgedehnten Umkreis um das Schloß von ausgestellten Wachen abgesperrt und nur für die allerhöchsten Herrschaften reservirt war.

Als Katharina endlich halb noch zögernd die Hand ausstreckte, um die Schnüre von den Aktenpaketen zu lösen, was das Zeichen war, daß sie die Plauderstunde am Morgen beenden und ihre Regierungsarbeit beginnen wolle, trat ein Page ein und meldete, daß die Gräfin Helena Branicka Ihre Majestät um Gehör bitte.

Die Kaiserin blickte zuerst erstaunt auf, dann spielte ein freudig triumphirendes Lächeln um ihre Lippen.

Sie winkte dem Pagen, die Gräfin einzuführen, und sagte: „Geht ihr inzwischen in den Park dort, entfernt euch nicht zu weit und haltet euch zu meiner Verfügung, wenn der Herr Graf von Falkenstein zurückkommt.“

Die Gräfin Bruce und Rimsky Korzakow folgten dem Befehl und verschwanden unter den schattigen Gängen, als die Gräfin Branicka in einem einfachen dunkelblauen

Morgenanzuge, ein Spitzentuch um den Kopf geschlungen, das ein einziger Rubin von außerordentlicher Schönheit zusammenhielt, durch die von dem Pagen geöffnete Thür eintrat.

Sie war bleich, fieberhaft glänzten ihre Augen.

Katharina erhob sich und reichte ihr die Hand.

Die Gräfin berührte dieselbe mit ihren Lippen und sagte mit einer Stimme, aus welcher eine mächtige innere Erregung deutlich hervorklang:

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, daß ich es so früh wagte, Sie zu belästigen! Es handelt sich um eine dringende Sache, und ich hörte, daß Eure Majestät schon auf sei.“

„Die Gräfin Branicka ist mir zu jeder Stunde willkommen,“ erwiderte die Kaiserin mit der verbindlichen Artigkeit, die ihr so vollkommen zu Gebote stand. „Sie versteht es,“ fuhr sie lächelnd fort, „im Festesschmuck bei Kerzenschimmer alle anderen Frauen durch ihre Schönheit zu überstrahlen und ebenso im Morgenlicht mit der frühlingsfrischen Natur zu wetteifern.“

„Eure Majestät sind zu gnädig,“ sagte die Gräfin ungeduldig; „doch nicht um dieses unverdienten Lobes aus Ihrem Munde mich zu erfreuen, bin ich gekommen, ich habe eine Bitte, eine innige Herzensbitte ebenso sehr an die Frau als an die Kaiserin, und wenn die Kaiserin zögern sollte, mich anzuhören, so wird die Frau zu meinen Gunsten sprechen.“

Wieder flog ein Lächeln stolzer Genugthuung über das Gesicht Katharinas.

„Es wird mir eine besondere Freude sein,“ sagte sie, „wenn es in meiner Macht steht, jeden Wunsch der ersten Dame in Polen zu erfüllen, welche,“ fügte sie halb lächelnd, halb vorwurfsvoll hinzu, „ich bis jetzt nicht Grund hatte, für meine Freundin zu halten.“

„Ich liebe mein Vaterland, Majestät,“ erwiderte die Gräfin, „und beklage seine Zerrüttung so sehr, daß ich aus meiner Einsamkeit hieher gekommen bin, um Eurer Majestät meine Huldigung darzubringen, und Ihnen zu beweisen, daß ich Freiheit und Ordnung für mein Vaterland aus Ihrer Hand erhoffe.“

Die Augenbrauen der Kaiserin zogen sich einen Augenblick finster zusammen.

„Doch das alles,“ fuhr die Gräfin fort, „berührt nicht die Sache, welche mich hieher geführt, es ist eine persönliche, ganz persönliche Bitte, die ich Eurer Majestät vorzutragen gekommen bin.“

„Ich höre, Gräfin,“ sagte die Kaiserin.

„Eure Majestät,“ sprach die Gräfin in hastiger Eile, als ob es sie dränge, schnell zum Ziel ihres Besuches zu kommen, „hegen einen Plan betreffs der Tochter des Vizekronfeldherrn Sosnowsky, oder,“ fuhr sie fort, als sie sah, daß die Kaiserin in unmutigem Erstaunen das Haupt erhob, „Sie waren den Plänen Sosnowskys günstig, der sich bemüht, seine Tochter nahe mit Ihrem Hofe zu verbinden.“

„Und weiter?“ fragte die Kaiserin.

„Nun, Majestät,“ sagte die Gräfin, „jene Pläne dürfen nicht ausgeführt werden, wenn nicht edle Herzen schwerem Jammer preisgegeben werden sollen.“

„Ich begreife nicht,“ sprach die Kaiserin kalt und streng, „welches Interesse Sie an dieser Sache nehmen, in welcher ich alles geordnet habe, um den Grafen Sosnowsky in seinem wohlbegründeten väterlichen Recht zu schützen.“

„Gerade deshalb bin ich hier, Majestät,“ rief die Gräfin, „Sie durften das nicht. Louise Sosnowska liebt einen edlen jungen Mann, Thaddäus Kosciusko, sie darf nicht geopfert werden! Ich beschwöre Eure Majestät, schützen Sie die Liebe jenes armen Kindes — es ist die erste Bitte, die ich an Eure Majestät richte, die erste, die ich überhaupt vor einem Menschen ausspreche, und es soll die letzte bleiben. Geben Sie Louise Sosnowska frei, zwingen Sie sie nicht, ihre Hand dem Grafen Bobrinsky zu reichen, den sie niemals lieben wird, den sie nicht lieben kann, da sie eine andere Liebe im Herzen trägt.“

Zornig blitzten die Augen der Kaiserin.

„Wer auf den Höhen des Lebens steht,“ sagte sie, „darf den Launen seines Herzens keinen Raum gewähren!“

„Ein fremdes Herz kann wohl dem ungeliebten Manne sich verbinden; ein Herz, das liebt, muß bei solchem Zwange brechen.“

Sie war wunderbar schön in ihrer flammenden Erregung.

Die Kaiserin sah sie einen Augenblick durchdringend an, ein Gedanke schien in ihr aufzublitzen.

„Nun denn, Gräfin, wenn ich Ihren Wünschen Erfüllung geben wollte, würden Sie mir eine Gegenbitte gewähren? Sie haben die Frau in mir angerufen, für Sie bei der Kaiserin zu sprechen, die Kaiserin ist geneigt, darauf zu hören, aber sie muß auch für sich etwas haben."

„Befehlen Eure Majestät," rief die Gräfin, „meine Dankbarkeit für Ihre Gnade ist bereit zu Thaten und auch —"

„Nun denn," sagte die Kaiserin, „Sie haben recht gehabt, Gräfin, ich war Sosnowskys Plänen günstig; es lag mir daran, den Grafen Bobrinsky, der, wie ich nicht leugne, meinem Thron und meinem Herzen nahe steht, mit einer Dame aus den ersten Kreisen des polnischen Adels zu vermählen und dadurch meine aufrichtige mütterliche Sorge für das polnische Reich und Volk auch in einem äußeren Zeichen vor aller Welt kund zu thun. Sie haben auch recht, daß diese Pläne unausführbar geworden sind. Die Frau, die Sie in mir anriefen, mag eine andere Frau nicht zwingen, vor dem Altar einen Meineid zu schwören, selbst wenn sie es vermöchte; die Kaiserin wird dem Grafen Bobrinsky nicht zumuten, in erzwungenem Bündnis seine Hand einer Dame zu reichen, die ein anderes Bild im Herzen trägt und auf ihren Ruf durch die Flucht einen Flecken gebracht hat, den ich verzeihen, aber nicht auslöschen kann. Darum aber soll der

Plan der Kaiserin nicht scheitern. Es gibt wohl polnische Damen, die an edlem Namen, an Schönheit, Geist und Anmut Louise Sosnowska weit übertreffen, wovon ich in diesem Augenblick doppelt überzeugt bin. Wenn zur äußeren Bekräftigung meiner Sorge und Liebe für Polen der Graf Bobrinsky statt mit Louise Sosnowska sich mit der Gräfin Helena Branicka vermählte, der vornehmsten Dame des polnischen Adels, der Cousine des Königs, so wäre alles in Ordnung und der Zweck der Kaiserin erreicht."

Die Gräfin erbleichte.

Sie sprang auf und stand hoch aufgerichtet mit flammend drohenden Blicken vor der Kaiserin; auf ihren bebenden Lippen schien ein furchtbares Wort des Zornes und der Verachtung zu schweben.

Katharina beugte den Kopf zurück; der ganze Stolz der allmächtigen Selbstherrscherin lag auf ihrem Gesicht.

Die Blicke der beiden Frauen kreuzten sich wie scharf blinkende Degenklingen.

„Nun, Gräfin," sagte Katharina mit schneidendem Ton, „die Frau war bereit, Ihre Bitte zu erfüllen, die Kaiserin hat Ihnen einen Wunsch ausgesprochen, was ist Ihre Antwort?"

Die Lippen der Gräfin bebten, aber das vernichtende Wort, das auf denselben zu schweben schien, verklang in einem zischenden Atemzug, der aus ihrer Brust heraufstieg. Ihr ganzer Körper zuckte. Ein gewaltiger innerer Kampf erschütterte sie. Sie schlug die Augen nieder.

Mehr und mehr schien sie die Gewalt über sich selbst wiederzufinden.

Nach einigen Augenblicken war sie wieder ruhig und gefaßt, nur die tiefe Blässe ihres edlen Gesichts, aus dem ihre Augen fast geisterhaft hervorleuchteten, zeugte von ihrer inneren Erregung.

„Hören Sie mich an,“ sagte sie. „Ich kann der Kaiserin keine Antwort geben, ohne vorher mich abermals an die Frau zu wenden und ihr ein Vertrauen zu beweisen, wie ich es noch niemals einem Menschen auf Erden entgegengebracht. Ich habe große Schuld auf mich geladen, Gott verlangt diese Sühne von mir, die schwerste vielleicht, die mir auferlegt werden konnte.“

„Ich höre,“ sagte die Kaiserin kurz.

„Ich bin gekommen,“ sagte die Gräfin, indem sie wie erschöpft auf ihren Stuhl niedersank, „um Eurer Majestät Gnade anzurufen, weil es meine Schuld war, daß die beiden Liebenden, die ich kaum kenne, verfolgt wurden und vielleicht schon eingeholt sind.“

„Ihre Schuld?“ fragte die Kaiserin verwundert.

„Ja, Majestät, ich war es, die ihre Flucht erspähte, ich war es, die Sosnowsky davon benachrichtigte, und schuld war ich, daß die Aermsten den Vorsprung, auf den sie gehofft und der sie hätte retten können, durch die schnelle Verfolgung verloren.“

„Sie, Gräfin?“ sagte Katharina, immer mehr verwundert. „Und Sie kommen jetzt, nachdem Sie das

Verderben über die Flüchtigen heraufbeschworen, um meinen Schutz für sie anzurufen? Erklären Sie mir, was ich nicht zu begreifen vermag."

Dunkle Glut übergoß das Gesicht der Gräfin. Wieder erschütterte ein mächtiger innerer Kampf ihren zuckenden Körper. Mit leiserer Stimme, die Blicke auf den Boden geheftet, sprach sie: „Ich erspähte jene Flucht, ich verriet sie an Sosnowsky, weil ich mich täuschte, weil ich nichts von Thaddäus Kosciusko wußte, weil ich nicht ahnte, daß Louise mit ihm entfliehen wollte, um sich dem Zwange ihres Vaters zu entziehen."

„Nicht mit jenem Kosciusko," fragte die Kaiserin, „dessen Namen ich zum erstenmal gehört und der schuld an so vieler Verwirrung ist? — nun, mit wem denn?"

„Kosciusko war verborgen, ich wußte nicht, daß er hier war, ich sah Louise Sosnowska eifrig mit einem andern verkehren, mit einem andern verließ sie das Fest, von ihm wurde sie dann geleitet, ich folgte ihr, ich hörte die davonsprengenden Pferde, ich mußte glauben, daß sie mit ihm entflohen sei."

„Und dieser andere," fragte die Kaiserin, „wer war es, der hier unter meinen Augen das gewagt?"

„Eure Majestät dürfen ihm nicht zürnen," sagte die Gräfin, „Eure Majestät müssen mir versprechen, das Geheimnis zu bewahren."

„Ich verspreche es; wer war es?"

„Graf Ignaz Potocky," sagte die Gräfin so leise,

daß der Name nur wie ein Hauch zu Katharinas Ohr drang.

Eine tiefe Stille trat ein.

Ein Blitz des Verständnisses erleuchtete Katharinas Blick. Sie senkte sinnend das Haupt.

Die Gräfin drückte die Hände auf ihre wogende Brust und sprach, wie in heftigem Kampf die Worte hervorstoßend: „Eure Majestät haben gesagt, daß der Graf Bobrinsky einer Frau seine Hand nicht reichen könne, die ein anderes Bild in ihrem Herzen trage, daß die Kaiserin, selbst wenn sie die Macht dazu hätte, einen Meineid vor dem Altar nicht erzwingen dürfe. Nun denn, Eure Majestät werden begreifen, warum ich selbst, um meine Schuld an jenen jungen liebenden Herzen zu sühnen, vor einem Opfer zurückschaudern muß, das die Frau nicht verlangen, das die Kaiserin nicht annehmen darf!“

Sie sank hoch erglühend zu den Füßen der Kaiserin nieder; sie ergriff deren Hände und sah mit thränenden Augen zu ihr empor.

„Geben Sie Gnade, Majestät,“ rief sie, „Gnade ohne Bedingung, und die Dankbarkeit meines ganzen Lebens soll Ihnen gehören!“

Katharina sah sie lange an.

Es war ein rührender Anblick, diese so schöne, so stolze Frau, die da flehend und gebrochen zu ihren Füßen lag.

Auch die Augen der Kaiserin wurden feucht, sie küßte Helenas Stirn und sagte mild und gütig:

„Stehen Sie auf, Gräfin, ich weiß ein edles Vertrauen zu würdigen, Sie sollen sich nicht getäuscht haben. Ich kann Sosnowsky nicht zwingen, die Herzenswünsche seiner Tochter zu erfüllen, es steht mir nicht zu, in die Rechte des Vaters einzugreifen, aber, mein Wort darauf, kein Zwang soll gegen das arme Kind geübt werden, ihre Freiheit steht unter meinem Schutz!"

„Dank, Majestät, Dank!" rief die Gräfin, indem sie die Hand der Kaiserin an ihre Lippen drückte.

„Und," fügte Katharina hinzu, „vielleicht werden Sie sich an diese Stunde erinnern, wenn meine Feinde in Polen Ihnen die Kaiserin gar so schwarz malen und als die Tyrannin Ihres Vaterlandes darstellen, das doch in Wahrheit unter meinem Schutz viel freier ist als unter den vielen kleinen Herren, die es so lange zum Spielball ihres Ehrgeizes machten."

Ein leichter Schatten flog über die Stirn der Gräfin Branicka.

„Ich werde niemals vergessen," sagte sie ernst und feierlich, „was ich Eurer Majestät schuldig bin, niemals vergessen, daß mein Platz nicht unter den Feinden Eurer Majestät sein darf."

Sie erhob sich, nachdem sie noch einmal die Hand der Kaiserin geküßt hatte.

Ein Page trat ein und meldete, daß der Graf Sosnowsky im Vorzimmer sei und dringend um Gehör bitte.

„Gott wolle geben, daß die Armen gerettet sind,"

seufzte die Kaiserin; „vielleicht ist es besser, wenn man sie einholt; doch gleichviel, wir werden hören, was geschehen ist. Der Vizekronfeldherr soll kommen. Bleiben Sie, Gräfin, Sie werden begierig sein, zu erfahren, wie die Sache sich gewendet.“

Die Gräfin ließ sich auf einen Sessel an der Seite der Kaiserin nieder.

Sosnowsky trat ein. Er war bleich und atemlos, seine Frisur war in Unordnung, sein Anzug bestäubt.

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung,“ sagte er, sich tief verneigend, „daß ich es wage, so vor Ihnen zu erscheinen, aber es war meine Pflicht, Ihnen ungesäumt Bericht zu erstatten und für Ihre gnädige Hilfe zu danken. Ich freue mich, die Gräfin hier zu finden, denn auch ihr vor allem gebührt mein Dank, durch sie erfuhr ich, was geschehen, und vermochte so den Streich abzuwenden, der gegen mein Haus geführt werden sollte.“

Die Gräfin schlug die Augen nieder.

Die Kaiserin sprach ernst und kalt:

„Es wäre vielleicht besser, Graf Sosnowsky, wenn Sie nicht so bestäubt und erregt von dem nächtlichen Ritt gekommen wären, denn vor allem erscheint es mir nötig, den Schein zu vermeiden, als ob etwas Außerordentliches sich begeben habe; doch da Sie nun da sind, so erzählen Sie; haben Sie die Flüchtigen eingeholt?“

„Dank der gnädigen Hilfe Eurer Majestät ist es mir gelungen,“ erwiderte Sosnowsky, etwas bestürzt über die

fast ungnädige Zurechtweisung, die er nicht erwartet haben mochte; „ich hatte vor den Thoren der Stadt eine Sänfte warten lassen und meine Tochter ist, von niemand bemerkt, nach meinem Hause gebracht, um das Aufsehen zu vermeiden."

„Und jener junge Edelmann Thaddäus Koscziusko?" fragte die Kaiserin.

„Er eilt der Grenze zu," erwiderte Sosnowsky. „Ich habe ihm die Freiheit gelassen, um," fügte er mit einem falschen, giftigen Blick hinzu, „das Aufsehen zu vermeiden, das seine Arretirung hätte hervorrufen müssen, da es vor allem darauf ankommt, den Schein zu bewahren, als ob nichts Außergewöhnliches sich begeben habe."

„Vielleicht wäre es besser gewesen," sagte die Kaiserin in demselben strengen Ton, „wenn Sie ihn hieher geführt hätten; da er in meiner Stadt und während meiner Anwesenheit sich vergangen hat, so hätte es sich gebührt, ihn meinem Gericht zu übergeben, meinem Gericht oder meiner Gnade."

Sosnowsky schwieg ganz bestürzt; er vermochte sich die strenge Miene der Kaiserin nicht zu erklären.

„Sie werden begreifen, Graf Sosnowsky," fuhr Katharina fort, „daß von den Plänen, die Sie für Ihre Tochter im Sinn hatten, nach dem, was geschehen, nicht mehr die Rede sein kann."

„Nicht mehr die Rede sein?" rief Sosnowsky erbleichend. „Ich glaubte annehmen zu dürfen, daß Eure

Majestät meine Pläne würdigten und der Graf Bobrinsky —“

„Ich habe den Namen des Grafen nicht genannt,“ unterbrach ihn Katharina mit einer Miene von niederschmetternder Hoheit.

Zitternd verneigte sich Sosnowsky und fuhr mit unsicherer Stimme fort: „Da nun alles wieder ist, wie es vorher war, da niemand etwas von dem Geschehenen weiß —“

„Niemand?“ unterbrach ihn die Kaiserin. „Ich weiß es, Graf Sosnowsky, das würde allein schon genügen, um ein Zurückkommen auf Ihre früheren Pläne, über die ich einen Augenblick nachgedacht habe, unmöglich zu machen; außerdem wissen es meine Kosaken, die Sie auf die Spur der Flüchtigen geführt haben, und Sie werden begreifen, daß der Graf Bobrinsky niemals mit meinen Kosaken ein Geheimnis teilen könnte, das den Namen seiner Gemahlin betrifft; von den Plänen also, die Sie gehegt haben und für die Sie meine Zustimmung hofften, kann nun nicht mehr die Rede sein.“

„Dank, Majestät, Dank!“ flüsterte die Gräfin Branicka.

Sosnowsky stand einen Augenblick sprachlos, dann stammelte er: „Keine Rede? — so wäre denn alles vergeblich gewesen — so hätte ich umsonst die Flüchtigen eingeholt —“

„Nicht umsonst, Graf Sosnowsky,“ erwiderte die Kaiserin; „die Entdeckung dieser Flucht hat ein Unrecht gut gemacht, das Sie begingen, indem Sie mir verheim-

lichten, daß das Herz Ihrer Tochter nicht mehr frei sei, ein Unrecht, das Ihnen meinen Zorn hätte zuziehen müssen, ein Unrecht auch gegen Ihr Kind selbst, das Sie zu einer verhaßten Verbindung zwingen wollten. Ich will Ihnen verzeihen, daß Sie mich getäuscht, aber edel würden Sie handeln, wenn Sie auch das Unrecht gegen Ihr Kind wieder gut machten, indem sie nach so vieler Angst und Qual das Herzensglück der Armen begründeten!"

Sosnowskys Züge verzerrten sich vor Grimm und Haß. „Das Herzensglück des undankbaren, ehrvergessenen Kindes begründen, jenem elenden Räuber den Preis seines Frevels gewähren — niemals, niemals!" rief er mit heiserer Stimme; „ich begreife Eure Majestät nicht!"

Wieder traf ihn ein niederschmetternder Blick aus Katharinas Augen, vor dem er zitternd verstummte.

„Sie sind nicht mein Unterthan, Graf Sosnowsky," sagte Katharina mit eisiger Kälte, „sonst würden Sie wissen, daß man die Kaiserin nicht zu begreifen nötig hat, um ihr zu gehorchen; — doch Sie sind nicht mein Unterthan, und selbst meinen Unterthanen befehle ich nichts in den Angelegenheiten ihres Hauses und ihrer Familie; in solchen Angelegenheiten kann ich nur wünschen und raten."

„Fordern Eure Majestät mein Leben," rief Sosnowsky, indem er die geballte Hand an seine ringende Brust drückte, „aber einen Wunsch kann ich nicht erfüllen, der so unauslöschliche Schmach über mein Haus bringt."

„Vor der Schmach habe ich Sie bewahrt,“ sagte Katharina, „indem ich Ihnen möglich machte, die Flucht Ihrer Tochter zu verhüten, Sie werden darüber nachdenken, wenn Sie ruhiger sind, ich will Ihre Worte Ihrer natürlichen Erregung zu gute halten, doch ich habe beschlossen, Ihre Tochter vor jedem Zwange zu schützen; wie ich Ihr väterliches Recht achte, so will ich nicht, daß Sie dasselbe mißbrauchen. Die Gräfin hat mein Wort darauf.“

„Die Gräfin?“ rief Sosnowsky, dessen starrer Blick sich vergebens zu bemühen schien, dies neue Rätsel zu durchdringen, „sie, die mir die Flucht verriet, die mir den Rat gab, Eurer Majestät Hilfe anzurufen!“

„Danken Sie ihr,“ sagte die Kaiserin, „denn sie hat großes Unheil verhütet und Ihren Namen vor der Schmach bewahrt, mit der Ihre Härte gegen Ihr Kind ihn zu beflecken im Begriff stand, darum suchte die Gräfin, welche solchen Flecken von einem edlen polnischen Namen abwenden wollte, die Flucht zu verhüten, aber sie will nicht und ich will es nicht, daß Ihre Tochter unter unwürdigem Zwang leiden soll. Im hiesigen Kloster der Karmeliterinnen,“ fuhr sie nach einem kurzen Nachsinnen fort, „soll sie eine Zuflucht finden, ich werde sie unter den Schutz des hiesigen Erzbischofs ihrer Kirche stellen, welcher wissen soll, daß sie unter meinem Schutz steht und daß jeder Versuch, einen Zwang gegen sie auszuüben, meinen ganzen Zorn herausfordern wird; dort soll sie in ruhigem Frieden sich von allem erholen, was sie erlebt und gelitten, und

in ruhiger Ergebung das Schicksal ihrer Zukunft erwarten und Gott bitten, daß er es günstig wendet."

„Eure Majestät," rief Sosnowsky, „wollen mir mein Kind nehmen, seinen Ungehorsam bestärken und schützen?"

„Gehen Sie, Graf Sosnowsky," sagte die Kaiserin kalt, „versuchen Sie, Herr Ihrer Aufregung zu werden, damit Sie es lernen, Ihre Worte besser zu wählen."

Noch wollte Sosnowsky sprechen, aber Katharina winkte, indem ihre Augen Blitze sprühten, gebieterisch mit der Hand. Er drückte seine Hand noch fester auf die Brust, verbeugte sich tief und ging dann schwankenden Schrittes hinaus.

Fast auf der Schwelle begegnete er dem Grafen Bobrinsky, der ihn zurückzuhalten versuchte; er aber, mit einem leisen Fluch auf den Lippen, drängte sich vorbei und stürmte davon.

„Was hatte Sosnowsky?" rief der junge Mann, indem er mit ehrerbietiger Vertraulichkeit der Kaiserin die Hand küßte und sich artig gegen die Gräfin verneigte; „er sah so verstört aus. Hat sich das Unwohlsein seiner Tochter verschlimmert? Das würde mir weh thun, denn ich muß gestehen, daß ich hieher kam, um meiner allergnädigsten Kaiserin von der schönen Louise zu sprechen, deren Bild sich tief in mein Herz gegraben hat."

„Du wirst es wieder daraus entfernen, Gregor Gregorjewitsch," sagte die Kaiserin freundlich, aber bestimmt, „und ich glaube," fügte sie lächelnd hinzu, „daß

es Dir nicht zu schwer werden wird, den Verlust zu ersetzen."

„Aber ich glaubte doch," sagte Bobrinsky bestürzt und zaghaft, „daß Eure Majestät es billigten, wenn —"

„Die Gesundheit des Fräuleins Louise Sosnowska ist schwer erschüttert," sagte die Kaiserin; „ich habe soeben Befehl gegeben, sie in das Kloster der Karmeliterinnen zu bringen, wo sie sich von ihrem Anfall erholen soll; für Dich ist das nichts; ich wünsche, daß Du nicht weiter an sie denkst."

Bobrinsky stand ganz bestürzt da. Trotz seiner kecken Zuversicht hörte er doch an dem Ton der Kaiserin, daß jede weitere Bemerkung abgeschnitten war, und er kannte ganz genau die Grenze, die er nicht überschreiten durfte.

Ein Page öffnete die Thürflügel und meldete:

„Der Herr Graf von Falkenstein."

Josef trat ein.

Er trug ein einfaches, fast bürgerliches Kostüm ohne Ordensband und küßte der Kaiserin, die ihm entgegenging, galant die Hand.

Niemand hätte auf ihrem unbefangen lächelnden Gesicht eine Spur der ergreifenden Scene wahrnehmen können, die sich soeben hier abgespielt hatte.

„Ich komme von einem Gange durch die Stadt zurück," sagte der Kaiser, „und habe den blühenden Gewerbefleiß der Bewohner bewundert, noch mehr aber die Herrscherin, welche mit der Spitze ihres Schwertes den Sultan in

Stambul bedroht, während sie in mütterlicher Hand die Früchte der Kultur aus dem Boden ihres Reiches hervorzuziehen weiß."

„Ich muß wohl," sagte Katharina lächelnd, „das Werk Peters des Großen fortsetzen und mein Volk schneller vorwärts führen als andere Regenten, denn Rußland war lange um Jahrhunderte zurück. Wenn es Eurer Majestät gefällt," fuhr sie fort, „so lassen Sie uns einen Gang durch den Park machen, der Morgen ist so schön und frisch; Eure Majestät wollen ja, daß wir unsere Kronen ablegen und als Freunde miteinander verkehren, und das wird ja in der reinen, freien Natur am leichtesten sein."

Josef reichte ihr den Arm, grüßte die Gräfin Helena und Bobrinsky, und in heiterem, lächelndem Gespräch gingen die beiden Majestäten in den sonnigen Park hinaus.

„Sagen Sie mir, Gräfin, was ist es mit Louise Sosnowska?" fragte Bobrinsky.

„Ich weiß es nicht, ich kenne die Dame weniger," erwiderte die Gräfin fast unartig kurz, indem sie mit flüchtiger Verneigung hinausging.

„Schade," sagte Bobrinsky, „sie war so schön, ich glaube, ich hätte mich wirklich in sie verliebt; die Kaiserin schien damit einverstanden, doch sie hat ihre Launen wie alle Weiber, und da sie eben die Kaiserin ist, so muß man ihre Launen tragen."

Fünfzehntes Kapitel.

Die Brüder.

Ignaz Potocky hatte sogleich nach seiner Rückkehr von dem verhängnisvollen nächtlichen Ritt die zuverlässigsten und treuesten seiner Leute ausgewählt, um Sosnowskys Haus zu überwachen und von allem, was mit Louise geschehen würde, ihm Kunde zu bringen, damit er sein Kosciusko gegebenes Wort einlösen und die Geliebte des Freundes vor jedem Zwange schützen könne. Es war dies in Mohilew nicht schwer, denn das von Sosnowsky bewohnte Haus lag, wie alle Wohnungen der wohlhabenderen Bürger, frei im Garten, so daß man von allen Seiten sehen konnte, wer darin aus und ein ging. Er hatte denn auch erfahren, daß eine verschlossene Sänfte, von dem Vizekronfeldherrn begleitet, vor das Haus getragen worden sei. Eine Dame sei dann ausgestiegen und von Sosnowsky selbst in die Zimmer seiner Tochter geführt, kein Diener sei herbeigerufen worden, es müsse wohl

ein Besuch von einer der Herrschaften der Umgegend gewesen sein, der sich nicht habe zeigen wollen, um nicht genötigt zu sein, der Kaiserin seine Huldigung darzubringen. So war der Bericht, den Potocky erhielt; die Diener des Sosnowskyschen Hauses hatten der ganzen Sache wenig Bedeutung beigelegt, und Potocky war darüber beruhigt, daß die vereitelte Flucht unbeachtet geblieben und daß Louise im Hause ihres Vaters sei, aus welchem sie nun, so lange derselbe in Mohilew blieb, nicht fortgebracht werden konnte, ohne daß die Kundschafter es bemerken mußten.

Der Graf hatte sich, nachdem er diesen Bericht erhalten, einige Stunden der Ruhe gegönnt, um nach der Erschöpfung der sorgenvollen Unruhe und des wilden nächtlichen Rittes seinem Körper die Kräfte wiederzugeben, die er bei so vielen Sorgen aller Art, die sein Herz bewegten, doppelt nötig hatte.

Er hörte, als er sich erfrischt wieder erhob, daß im Sosnowskyschen Hause alles vollkommen ruhig sei und daß niemand dasselbe verlassen habe. Er ging also aus, um seinen Bruder zu besuchen, den er bisher nur flüchtig gesehen und mit dem er doch ernste Dinge zu sprechen hatte. Als er sein Haus verließ, kam einer seiner Diener, den er in Warschau zurückgelassen, auf schaumbedecktem Pferde herangesprengt und übergab dem Grafen ein Paket Briefe, die für ihn angekommen waren und die er sich, wie die anderen in Mohilew anwesenden großen polnischen Herren, durch sichere Boten nachsenden ließ. Er warf

einen gleichgiltigen Blick auf die meisten der Briefe und befahl, dieselben in sein Zimmer zu legen, nur einen, der mit dem Siegel des Komites der preußischen Seehandlung verschlossen war, öffnete er, prüfte die darin enthaltenen Papiere und steckte dieselben zu sich.

„Vortrefflich!“ sprach er leise vor sich hin. „Herr von Görne hat Wort gehalten, es wird leicht sein, die Stimmen zu gewinnen, wenn so schwerwiegende Gründe ihre Ueberzeugungskraft geltend machen. Traurig, daß es so ist, aber das große Ziel muß mit allen Mitteln erreicht werden.“

Er gab den Umschlag mit dem Siegel dem Diener, um das Papier, das er nicht fortwerfen wollte, zu den übrigen Briefen zu legen. Da fiel noch ein kleines, zierliches Billet aus dem großen, geschäftsmäßigen Umschlag heraus.

Der Diener reichte dasselbe seinem Herrn.

Der Graf blickte auf die feine, etwas ungeübte Handschrift und das scharf ausgeprägte rote Siegel, das eine Taube mit einem Brief im Schnabel zeigte.

Sein eben noch so ernstes, fast finsteres Gesicht leuchtete in heller Freude auf. Er winkte dem Diener, der die übrigen Briefschaften in das Haus forttrug, riß den Brief auf und las mit fliegenden Blicken die Zeilen auf dem goldgeränderten Seidenpapier.

„Dank,“ flüsterte er, „Dank für Deinen süßen Gruß, Du holde Blume, die sich um den gereiften Stamm meines

Lebens schlingt, ihn mit neuem Jugendreiz zu schmücken! Dein lieblicher Duft, der aus der Ferne zu mir herüber dringt, erquickt und stärkt mich in all den Kämpfen, die sich mir entgegendrängen und die ich noch auskämpfen muß, um das Glück der Liebe in freundlichem Frieden zu pflücken!"

Er blickte umher, ob ein spähendes Auge ihn belauschen könne, aber niemand war auf dem Hof des kleinen Hauses, das er bewohnte, niemand an den Fenstern; da drückte er das kleine Billet feurig an seine Lippen, sog einen Augenblick den feinen Parfüm ein, den das Papier ausströmte, und barg dasselbe dann an seiner Brust.

Niemand freilich hatte ihn von den Fenstern seines Hauses, niemand im Hofe gesehen, und doch waren in diesem Augenblick zwei brennende Augen auf ihn gerichtet.

Die Gräfin Helena Branicka hatte, als sie den Jantschinschen Palast verließ, einen Augenblick zögernd und sinnend auf der Schwelle gestanden. Dann hatte sie dem am Schlage ihres Wagens stehenden Lakaien zugerufen: „Fahrt nach Hause, ich will einen Gang machen!"

Während der Wagen davonfuhr, schritt die Gräfin fest und stolz über den Hof hin auf die Straße hinaus.

„Ja," sagte sie, ohne auf die ehrerbietigen Grüße einzelner Bürger der Stadt zu achten, welche früh schon am Gitter des Palastes standen, „ja, es muß sein, ich bin ihm Rechenschaft schuldig über das, was ich gethan und

was er nicht begreifen kann. Er muß mich hassen, mich verachten, weil ich seinen Freund verraten habe — er muß es wissen, daß ich alles gethan, was in meiner Macht stand, daß ich mich vor der Feindin meines Vaterlandes gebeugt, ihr Dank und Ergebenheit gelobt habe, um meinen Verrat zu sühnen und Louise vor ihres Vaters Zorn und vor unwürdigem Zwang zu schützen! Und wenn er fragt," sagte sie noch leiser, indem ihre Schritte sich verzögerten, „wenn er fragt, warum ich jene Flucht erst verraten, um dann —"

Ihr Gesicht flammte, ein wundersames Lächeln lag auf ihren Lippen, als sie vor sich hin, einem ringenden Atemzug gleich, die zitternden Worte hauchte: „Die Kaiserin hat mich verstanden, auch er wird mich verstehen, wenn — wenn —"

Sie vollendete nicht, aber mit strahlendem Blick sah sie zum blauen Morgenhimmel auf und schritt erhobenen Hauptes weiter.

„Dort," sagte sie nach einem kurzen Umblick, als sie an eine Wendung der großen Straße kam, „dort, jenes Haus ist es mit dem grün umlaubten Gitter um den Vorhof; o, ich weiß es wohl, wo er wohnt, ich mußte es ja wissen, um ihn mit meinen Gedanken suchen zu können, die ihn so lange in weite Fernen verfolgen mußten! Mut, Mut, du thörichtes Herz, des Lebens höchstes Glück ist wohl einen Augenblick der Demütigung wert, der Demütigung vor ihm, der so hoch steht über allen, dem einzigen, zu dem ich jemals aufgeblickt."

Ihr Herz schlug höher, ihre Wangen glühten, leicht schwebte sie über die Straße hin und trat an das grünbelaubte Gitter, das den Hof des Hauses seitwärts einfaßte.

Da sah sie den Boten in den Hof reiten und hörte Potockys Stimme. Sie zitterte bei dem Klange dieser Stimme und trat nahe an das Gitter, um durch die Zweige zu blicken, sie wollte ihm jetzt nicht vor fremden Blicken begegnen, was sie ihm zu sagen hatte, ging ja nur sie und ihn allein, ganz allein an.

Sie sah, wie er die Briefe empfing und gleichgiltig betrachtete. Ungeduldig trat sie mit dem Fuß auf den Boden, sie wartete, daß der Diener sich entferne, dann wollte sie ihm entgegentreten, er mußte sie ja hören, er mußte mit ihr umkehren, und wenn er sie hörte, dann — ihr Herz erbebte in schauernder Wonne.

Schon wollte sie an dem Gitter entlang dem Eingang des Hofes zueilen, da sah sie, wie er das kleine Billet empfing, wie er es glücklich las, wie er es endlich inbrünstig an seine Lippen drückte.

Wie unter dem eiskalten Griff der Hand des Todes zog sich ihr eben noch so heiß aufwallendes Herz krampfhaft zusammen, ihre Augen blickten starr durch die grünen Zweige, ihr bleiches Gesicht zuckte, ihre Hand griff, eine Stütze suchend, nach den Gitterstäben.

So blieb sie stehen, während Potocky langsam dem Ausgang des Hofes zuschritt.

Er hatte es nicht bemerkt, daß der Umschlag des Billets, das ihn so glücklich gemacht, am Boden liegen geblieben war.

„Armer Thaddäus, arme Louise!“ sagte er, das Haupt auf die Brust senkend, „wie euer Jammer im Sonnenschein meines Glückes mir um so finsterer scheint! Aber diese Botschaft meiner Liebe soll mir eine Mahnung sein, alle Kraft für euch anzuspannen! Wie ist es möglich, daß Helena so Schlimmes euch hat thun können? Ich hielt sie für gut und edel, und doch, — sie kennt Thaddäus nicht und Louise nur wenig — welcher Grund kann sie bewegt haben? Schläft denn in jedem weiblichen Herzen der Dämon, der, wenn er geweckt wird, Böses thut nur aus Lust am Bösen? Nein, nein — und wenn in allen weiblichen Herzen die Schlange des Paradieses sich ringelte, eines kenne ich, das dem Himmel allein gehört, an das ich glauben werde, so lange ich atme im reinen Licht der Sonne!“

So vor sich hinsprechend, war er aus dem Hofe herausgegangen und hatte sich der Stadt zugewendet.

Die Gräfin Helena hatte seine Worte nicht gehört, sie hatte ja gesehen, genug gesehen, und ihre Qual hätte nicht größer werden können, wenn sie gehört hätte.

Immer noch stand sie an das Gitter gelehnt, immer noch starrte sie auf die Stelle hin, auf der er gestanden hatte, da fiel ihr Blick auf das am Boden liegende Papier.

Geschmeidig, schleichend und doch schnell und kühn vordringend, in ihren Bewegungen der Tigerin ähnlich, schritt sie dem Eingang zu, immer durch die Stäbe des Gitters und die grünen Zweige hindurch das weißschimmernde Blatt im Auge behaltend. Sie trat in den Hof, mit einem einzigen Blick umfaßte sie alle Fenster des Hauses, niemand war dort zu sehen; schnell wie der Blitz raffte sie den Umschlag des Briefes auf und eilte wieder auf die Straße zurück.

Langsam ging sie nach ihrer Wohnung, mit gewaltsamer Anstrengung die Ungeduld überwindend, die sie verzehrte, denn die Straßen waren mehr und mehr belebt. Schon begegnete sie einzelnen Bekannten, die sie grüßten oder gar anredeten, und sie mußte mit einem ruhig gleichgiltigen Lächeln auf den Lippen alle ihre Qual in das ringende Herz zurückdrängen, auf dem sie das verhängnisvolle Papier wie eine brennende Wunde fühlte.

Endlich langte sie in ihrer Wohnung an, sie verschloß die Thür ihres Schlafzimmers und zog mit zitternden Händen das Blatt hervor, das ihr Licht bringen sollte in der Nacht, die ihren Geist umfing, ein Licht freilich, das nicht wie der freundliche Sonnenstrahl Wärme und Leben verbreiten, sondern nur die Finsternis noch finsterer erscheinen lassen und dem lodernden Grimm, der sie erfüllte, Wege der Rache zeigen sollte.

Aber das Blatt war wenig geeignet, ihr dies dämonische Licht zu geben. Es war nichts darauf geschrieben

als die Worte: „A Monsieur de Ballewsky“, und das kleine Siegel zeigte nichts weiter als eine Taube mit einem Brief, die dem Abdruck nach sehr fein und kunstvoll in ein Petschaft von Edelstein geschnitten sein mußte.

Die Handschrift war offenbar von einer Dame, der feine Duft, den das Papier ausströmte und den die Gräfin mit einer gewissen eifersüchtigen Gier einsog, die bei großen Herzensleiden in der grausamsten Selbstpeinigung grimmige Befriedigung sucht, sowie das zierliche Petschaft, deutete auf eine vornehme Dame.

„Aber,“ sagte die Gräfin, das Papier mit flammenden Blicken betrachtend, in denen ihre ganze Seele lag, „gibt es nicht Frauen genug, die diese Aeußerlichkeiten der vornehmen Welt so leicht erlernen und annehmen — namentlich wenn Ignaz Potocky ihr Lehrmeister ist? Kann man denn in Paris die Damen des Theaters von den Herzoginnen unterscheiden? Und eine solche Dame muß es wohl sein, die diesen Brief geschrieben, denn sie kennt ihn nicht, sie schreibt ihm unter dem falschen Namen Ballewsky! Wenn es eine flüchtige Liaison wäre, ohne die ein Mann wie er nicht durch die Welt geht und die ich ihm tausendmal verzeihen würde?“

Einen Augenblick leuchtete jubelnde Freude in ihren Blicken auf, dann aber schüttelte sie wieder düster den Kopf und ein bitteres Lachen klang aus ihrer schwer arbeitenden Brust hervor.

„Nein, nein,“ sagte sie mit dumpfer Stimme, „das ist

es nicht. Mag diejenige, die diesen Brief schrieb, seinen Namen wirklich nicht kennen, oder mag sie den falschen Namen gewählt haben, um ein Geheimnis sicherer zu verbergen — eines steht klar vor mir in niederschmetternder Gewißheit: daß er diese Dame liebt, heiß und innig liebt, er, von dem ich glaubte, daß sein Herz die Liebe nicht kenne, daß es einer großen Leidenschaft vorbehalten sei, die schlummernden Gefühle in seiner Brust zu wecken. Wie er den Brief küßte, wie er zum Himmel aufblickte in glückseliger Freude, wie er das Blatt an seinem Herzen barg — o mein Gott, es gibt keinen Zweifel, er liebt das Weib, das ihm diese Botschaft sandte, mag sie nun eine Fürstin oder eine Bettlerin sein — sie ist die Reichste auf der Welt durch seine Liebe! Und ich," stieß sie knirschend aus den zusammengepreßten Zähnen hervor, während Thränen ihre Augen füllten, „ich habe das ansehen — mit diesen meinen Augen ansehen müssen!"

Sie sprang auf und trocknete ihre Thränen.

„Es ist gut so," rief sie mit rauher Stimme, „es wäre entsetzlich gewesen, wenn es anders gekommen wäre — wenn —"

Sie schauderte.

„Jetzt," sagte sie mit drohend blitzenden Augen, „jetzt weiß ich, daß er mich dennoch betrogen, denn ein Betrug ist, daß er mir log, sein Herz sei frei und gehöre nur dem Vaterlande. Er hat die Freundschaft verraten und wehe,

wehe, wenn er mehr verraten hätte — wenn er in meinem Herzen gelesen hätte —"

Sie bedeckte ihr hoch erglühendes Gesicht mit den Händen, als ob sie die Schmach des Gedankens, der in ihrer stolzen Seele aufstieg, vor sich selbst verbergen wolle.

Dann blickte sie noch einmal auf das verhaßte Papier. Sie sah im Innern desselben einen leichten Abdruck der Schrift, den der darin liegende Brief zurückgelassen hatte.

Wie von einer Feder geschnellt sprang sie auf und hielt das Blatt verkehrt gegen das Fenster.

„Nichts, nichts," sagte sie, „nur unzusammenhängende, unverständliche Züge, kalt, stumm und starr wie der winterliche Jammer, der sich auf die Frühlingsblüten meiner Hoffnung niedergesenkt. Doch — hier unten am Ende, ja, ja," rief sie, das Blatt dicht vor ihrem Auge gegen das Licht haltend, „ein M — ein a — Marie — ja, da steht es deutlich, Marie, das ist der Name, der sehnsüchtig von seinen Lippen klingt, der seine Träume erfüllt, den er zu ihren Füßen —"

Sie schleuderte das zerknitterte Blatt schaudernd auf den Boden.

„Marie — was bedeutet das, wer findet unter den Tausenden, die diesen Namen der Madonna führen, diejenige heraus, der seine Liebe und meine Rache gehört?"

Lange starrte sie, in tiefe Gedanken versunken, vor sich nieder, dann fiel ihr Blick in den Spiegel, der das Bild ihrer herrlichen Gestalt zurückwarf und ihr Gesicht mit

den thränenverhüllten und doch so flammend leuchtenden Augen in seiner wunderbaren Schönheit zeigte.

„Bin ich denn seiner Liebe nicht wert?“ rief sie. „Ist er blind für die herrliche Blüte, die ihm entgegenduftet, daß er in weiter Ferne, in der Niedrigkeit vielleicht seines Herzens Glück sucht? O, ich kann wohl in die Schranken treten, um ihn zu kämpfen, ich darf wohl um den Sieg ringen, wer auch die Gegnerin sei, die mir sein Herz geraubt! Alles berauschende Glück, das mein Herz zu bieten vermag, habe ich aufgespart für ihn, den Verblendeten, den Undankbaren, und ich sollte ihn ohne Kampf aufgeben, einer andern — einer Unwürdigen vielleicht — überlassen, die ihm niemals geben kann, was ich ihm zu geben gewiß bin?

„Niemals, niemals! Helena Branicka kann nur einmal lieben — Verderben derjenigen, die ihrer Liebe sich entgegenstellt! Habe ich Louise Sosnowskas Glück zerbrochen und sollte jene schonen, die mir wirklich sein Herz geraubt? Der Adler gibt die Beute nicht frei, die er sich erkoren, und mit den Adlern fühle ich mich verwandt!“

Sie hob den Briefumschlag wieder auf.

„Es ist wenig,“ sagte sie, „und doch viel, was mir die Rachegötter gaben. Dem Kardinal Richelieu genügten zwei Worte, auf ein Blatt Papier geschrieben, um einen Menschen auf das Schafott zu bringen, mir sollen sie genügen, um die Räuberin an meiner Liebe niederzuwerfen und meines Lebens edelste Beute mir zu gewinnen!“

Sie verschloß das Blatt in eine Schatulle, welche ihre kostbarsten Juwelen enthielt.

„Jetzt auf zum Kampf!“ rief sie dann. „Zurück in die Tiefen meiner Brust, ihr unruhig wogenden Gedanken! Der Panzer der Verstellung soll mich umhüllen, unter geschlossenem Visir hervor will ich den Feind erspähen, um ihn tödlich zu treffen!“

Sie trocknete ihre Thränen, ihrem Willen gehorsam strahlten ihre Augen in hellem Glanz und ihre Lippen lächelten wieder in wunderbarem Reiz.

Sie öffnete ihre Thür und rief die Kammerfrauen. Eine Stunde später sprengte sie auf einem herrlichen arabischen Pferde, von Edelsteinen funkelnd, von Stallmeistern und Lakaien gefolgt, durch die Straßen der Stadt, den einzelnen Damen der polnischen Gesellschaft und des russischen Hofes ihre Besuche zu machen, und wo sie erschien, jubelte das Volk der vornehmsten, stolzesten und schönsten Dame des hohen Adels der königlichen Republik begeistert entgegen.

*

Ignaz Potocky war strahlenden Blickes und elastischen Schrittes zu dem Hause seines Bruders gegangen. Die holde Botschaft, welche er soeben von dem schönen Fräulein Marie von Görne erhalten und welche ihm des reizenden Mädchens kindlich schüchterne und doch wieder so innig warme Liebesgrüße gebracht, hatte ihm den vollen,

freudigen Mut für seine großen, weittragenden Pläne wiedergegeben. Alle trüben Zweifel, die ihn im Augenblick bedrückt hatten, waren vor dem großen Ideal seiner Zukunft, der Wiederaufrichtung seines Vaterlandes, das sich nun mit so holdem Herzensglück für ihn selbst vereinigte, verschwunden und in freudiger Zuversicht trat er in das Kabinet seines Bruders, der sich spät erst erhoben hatte und auf einem Diwan ruhte, während er aus seinem Tschibuk von Rosenholz duftige Ringelwölkchen in die Luft blies.

Die Portière, welche zu dem Schlafzimmer führte, zitterte leise, als Ignaz eintrat.

Felix reichte ihm die Hand und bat ihn, auf dem Diwan an seiner Seite Platz zu nehmen.

Ignaz lehnte den angebotenen Tschibuk ab und sagte:

„Wir haben uns noch kaum gesehen, seit ich von meiner Reise zurück bin, hier findet sich vielleicht am besten die Gelegenheit zu ruhigem Gespräch, weil hier wohl niemand vermutet, daß man sich mit ernsten Dingen beschäftigen könne, und dennoch habe ich Ernstes mit Dir zu sprechen.“

Felix sah ihn einen Augenblick wie fragend an, dann sagte er lachend:

„Ich habe mich gewundert, daß Du hieher gekommen bist, da Du ja stets so sehr den Patrioten und den Feind Rußlands zur Schau trägst, wie ich glaube, unnützer- und unvorsichtigerweise, doch warst Du freilich hier nötig, um die Liebe des kleinen Thaddäus Kosczinsko zu beschützen

und ihm zur Flucht mit der Tochter Sosnowskys zu verhelfen, was, verzeih mir, wieder recht unvorsichtig war, denn die Kaiserin hatte die schöne Louise für ihren Bobrinsky bestimmt, und Du hast Dich hier auf russischem Gebiet keiner kleinen Gefahr ausgesetzt!"

Ignaz sah seinen Bruder starr an.

„Du weißt?" fragte er erbleichend.

„Potemkin war schon in aller Frühe bei mir," erwiderte Felix, „und erzählte mir die Geschichte; er weiß ja doch immer alles; die Kommandanten und Offiziere werden sich wohl hüten, ein Geheimnis vor ihm zu haben, denn gegen seinen Zorn und seine Rache würde sie selbst die Kaiserin niemals schützen."

„Ich habe gethan, was ich als freier Mann thun durfte," sagte Ignaz ruhig und fest, „ich habe einem Freunde, leider vergeblich, beistehen wollen. Persönliche Dinge gehen die Kaiserin nichts an, ich bin nicht ihr Unterthan und sie würde nicht wagen —"

„Was sie wagen würde," fiel Felix ein, „das möchte ich nicht so bestimmt begrenzen, denn sie ist nicht gewöhnt, ihren Willen zu beschränken, und hat die Macht, ihn auszuführen. Eine Entführung ist übrigens auch nach polnischem Gesetz strafbar. Unvorsichtig war es, bei Gott, immerhin von Dir, aber sei ruhig, die Sache wird keine Folgen haben; Potemkin ist mein Freund, das heißt, er will mich zu seinen Zwecken brauchen und glaubt, mich brauchen zu können. Außerdem kann er Bobrinsky nicht

leiden und gönnt ihm den Verlust der schönen Braut; vor allem aber ist er wütend, daß der Adjutant Rimsky Korsakow hinter seinem Rücken Befehle gegeben und die Kosaken zur Verfolgung der Flüchtigen abgesendet hat, und der kleine, naseweise Günstling wird wohl sehr schnell den Schlag der wuchtigen Bärenklaue Potemkins empfinden."

„Die Verfolgung war auf Befehl der Kaiserin angeordnet," sagte Ignaz.

„Aber Potemkin wußte nichts davon," erwiderte Felix achselzuckend, „und das liebt er nicht. Er gönnt der Kaiserin gern ihre kleinen Tändeleien, aber wenn die Gegenstände derselben mehr sein wollen als Spielzeuge der Laune, so zerbricht er sie, und dies Schicksal dürfte dem vorlauten Rimsky Korsakow gewiß sein. Du aber darfst ganz ruhig sein; selbst wenn die Kaiserin ungnädig sein sollte, wird Potemkin ihren Zorn abwenden."

„Ich glaube," fiel Ignaz ein, „daß weder Du noch ich gewohnt sind, uns darum zu kümmern, ob die russische Kaiserin uns gnädig oder ungnädig ist."

„Immerhin sind wir in ihrer Macht," erwiderte Felix, „und Deine Anwesenheit hier beweist doch wohl, daß auch Du Dich von der Notwendigkeit überzeugt hast, mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen."

„Bis wir sie ändern können," rief Ignaz, „und dazu wird sich bald Gelegenheit finden, deshalb mit Dir zu sprechen bin ich hier."

Felix konnte von seinem Platze aus die Portière sehen, während Ignaz, zu seinem Bruder gewendet, der Thür nach dem Schlafzimmer halb abgekehrt war.

Er zögerte und schien geneigt, einem ernsten Gespräch unter irgend einem Vorwande auszuweichen, da aber sah er, daß die Falten des Vorhanges sich ein klein wenig öffneten und Sophia lebhafte Zeichen der Zustimmung machte.

„So sprich denn!“ sagte er mit einem leichten Seufzer.

„Wir sind stets mit allen Patrioten, die es treu mit unserem Vaterlande meinen, darüber einig gewesen,“ begann Ignaz, „daß Polen nur gerettet werden könne, wenn wir ein Königtum herstellen, das in sich selbst frei und mächtig ist nach allen Richtungen hin, und daß solche Freiheit und Macht nur möglich ist, wenn die Krone, unabhängig von den Kämpfen der Parteien und des Ehrgeizes, in einem fremden Fürstengeschlechte erblich gemacht wird.“

„Das ist die Meinung vieler,“ sagte Felix Potocky zögernd.

„Und die Deinige?“ fragte Ignaz mit scharfer Betonung.

Wieder hatte die schöne Griechin hinter den Falten des Vorhangs die Leitung des Gespräches übernommen, ebenso wie sie es bei dem Besuche Serras gethan — sie nickte nur mit den Augen sichtbar lebhaft: Ja!

„Und die meinige,“ sagte Felix, dem Wink gehorchend.

„Wenn es nicht Deine Meinung wäre,“ sprach Ignaz mit forschendem Blick, „so würde die Fortsetzung unseres Gespräches überflüssig sein.“

„Es ist meine Meinung,“ sagte Felix fast ungeduldig, „nur wird es etwas schwer sein, einen fürstlichen Kandidaten zu finden, der in seiner Person und seinem Hause die Garantien bietet, daß der Zweck, den wir erstreben, auch wirklich erreicht wird. Du weißt ja, daß man in Petersburg von einer Vereinigung der polnischen Krone mit der russischen auf dem Haupte Katharinas träumt.“

„Und leider,“ rief Ignaz heftig, „gibt es zur Schmach unseres Vaterlandes auch Polen, welche in solchen Träumen die Erfüllung ihrer ehrgeizigen Hoffnungen sehen, wie diesen elenden Sosnowsky, — doch, Gott sei Dank, ist ihre Zahl nicht groß, und sie immer geringer werden zu lassen, muß unsere Aufgabe sein!“

„In Wien denkt man an den sächsischen Kurprinzen,“ warf Felix hin, „wenigstens habe ich davon sprechen gehört; das würde wenigstens an die Traditionen Augusts anknüpfen.“

„An traurige und schmachvolle Traditionen,“ fiel Ignaz ein. „Niemals ist Polen ohnmächtiger nach außen, zerrütteter im Innern gewesen als unter Augusts jammervoller Regierung. Was soll der Sachse uns bringen, der selbst nichts ist, nichts hat und nichts vermag? Nicht russische Gewalt, nicht österreichischer Rat wird uns Heil bringen, wir bedürfen einer rettenden Hand, die stark genug ist,

uns vor unseren Feinden, unseren Freunden und vor uns selbst zu schützen, die uns Macht bringt, statt von uns leeren Schimmer zu verlangen und unseres Landes letzte Mittel zu erschöpfen, um fremde Eitelkeit mit unserer Krone zu schmücken."

„Und eine solche Hand," fragte Felix, während Sophias Augen neugierig herüberblitzten, „wo wäre sie zu finden?"

„Sie ist gefunden," erwiderte Ignaz; „der König Friedrich von Preußen ist der einzige König von Polen, der uns zum Heil führen kann, die wunderbare schöpferische und bildende Kraft der Hohenzollern, die aus Brandenburg Preußen gemacht hat, wird im stande sein, auch Polen wieder aus seinen Trümmern erstehen zu lassen und unter dem schwarzen und weißen Adler nach Osten und Westen hin mächtig Europa zu beherrschen!"

Felix blickte nach der Portière hinüber. Sophias Augen winkten lebhaft Zustimmung.

„Du warfst früher einmal solchen Gedanken hin," sagte er, „ich konnte ihn kaum für ernst halten — wie sollte das ausgeführt werden? Ein preußischer Eroberungszug würde unser armes Land zum Schauplatz eines schweren Krieges machen, und dann — würde der große Friedrich ein solches Wagnis unternehmen wollen, das ihn in seinem Alter in schwere Unruhen verwickeln müßte?"

Ignaz schüttelte den Kopf.

„Es handelt sich nicht um einen Eroberungszug, mein Bruder!" sagte er. „Nicht dem Eroberer, nicht dem

fremden Zwingherrn möchte ich mein Vaterland überantworten; nein, die polnische Nation soll sich nach ihrem freien Recht einen neuen König geben, der dann nach neuer Verfassung das Land, das so lange in Anarchie versunken war, regieren, der es gesund, mächtig und groß machen wird. Die Kaiserin Katharina ist in ihrem Hochmut zu sicher, und um sie noch sicherer zu machen, bin auch ich hieher gekommen. Sie soll glauben, daß überall die Hoffnung auf Befreiung geschwunden sei, dann wird es leicht sein, die russischen Truppen, die zerstreut und ohne Zusammenhang unter einander in so vielen verschiedenen Garnisonen liegen, durch eine organisirte Erhebung in einem Tage hinweg zu fegen oder gefangen zu nehmen, und da die Kaiserin einen neuen Türkenkrieg plant, so wird sie nicht im stande sein, schnell eine neue, wirklich schlagfertige Armee gegen uns bereit zu stellen. Wenn dann ein Reichstag sogleich den König Friedrich zum erblichen König von Polen erwählt, so wird der unbesiegte Held das Recht vor ganz Europa haben, mit seiner bewährten und gefürchteten Armee das Land — nicht als Fremder, sondern als rechtmäßiger Herr — zu besetzen, und niemand wird es wagen, Polen anzugreifen, wenn sein König Friedrich der Große heißt und wenn neben dem weißen Adler der schwarze seine mächtig bewehrten Fänge den Feinden entgegenstreckt."

„Und Poniatowsky?" fragte Felix.

„Man wird ihm eine Abdankungsurkunde vorlegen," erwiderte Ignaz achselzuckend, „und er wird glücklich sein,

durch Unterzeichnung derselben sich ein ruhiges Alter mit guter Pension zu erkaufen.“

Felix lachte; er sah, wie Sophia die Spitzen ihrer weißen Finger aneinanderschlug, als ob sie seines Bruders Worten Beifall klatschen wollte.

„Doch die Hauptsache!“ sagte er dann. „Wird der König Friedrich eine solche Wahl annehmen und das Recht, das ihm dieselbe gibt, mit starker Hand festhalten? Und weiter: wird es möglich sein, auf den König die Stimmen des Reichstages zu vereinen, nachdem Poniatowsky beseitigt ist, was sich leicht wird machen lassen?“

„Auf beide Fragen trage ich die Antwort bei mir, mein Bruder,“ erwiderte Ignaz, indem er das Paket Papiere hervorzog, das er bei dem Austritt aus seinem Hause erhalten und dem das kleine Billet beigeschlossen gewesen war, das ihn so beglückt und die Gräfin Helena so schwer erschüttert hatte.

„Hier,“ fuhr er fort, während Sophia sich aus den Falten des Vorhangs unvorsichtig weit vorbeugte, um mit neugierigen Blicken nach dem Paket zu spähen, „hier ist das Verzeichnis der vornehmsten Mitglieder des Reichstages, durch deren Einfluß wir mit fast unbedingter Sicherheit über alle Stimmen würden verfügen können, und den Namen beigefügt sind die Summen, welche erforderlich sind, um die Verhältnisse der einzelnen, die, wie Du weißt, ziemlich derangirt sind, wieder zu ordnen. Lies selbst,“ sagte er, einen Bogen seinem Bruder herüber-

reichend, „würden wir mit diesen Namen nicht den Reichstag beherrschen und würde der Einfluß aller hier verzeichneten uns nicht gehören, wenn wir ihnen die daneben angesetzten Beträge zur Verfügung stellen könnten?"

Felix nahm das Blatt und durchflog es. Mehrmals nickte er zustimmend mit dem Kopf.

„Du hast recht," sagte er, „mit diesen Namen gehört uns der Reichstag und sie würden unser sein, wenn wir ihnen die Hilfe gewähren könnten, die sie in ihren Verlegenheiten bedürfen. Wir würden in jedem Falle eine solche Majorität haben, daß wir die wenigen Widersprechenden überwältigen und nötigenfalls ausschließen könnten. Aber wie würden sie zu gewinnen sein? Nach Deiner eigenen Liste gehört dazu eine halbe Million."

„Nun, mein Bruder," fiel Ignaz ein, „wenn wir diese halbe Million haben, wenn ich sie Dir zur Verfügung stellen kann, um sie zu verteilen, so wirst Du mir zugeben, daß es möglich, ja gewiß sei, den König Friedrich zum erblichen König von Polen erwählen zu lassen!"

„Wenn das der Fall ist," erwiderte Felix, „so hast Du recht, doch —"

„Ich habe auch Deine zweite Frage zu beantworten," fuhr Ignaz fort. „Nun, wenn die Summen, welche wir bedürfen, um die Stimmführer zu erkaufen, — traurig genug," unterbrach er sich seufzend, „daß wir sie kaufen müssen und kaufen können, aber wir kaufen sie für das Vaterland, nicht, wie es sonst geschehen, zu seinem Ver-

derben — wenn also diese Summen von dem König Friedrich selbst gegeben sind, wirst Du dann noch zweifeln, daß er die Wahl, die wir auf ihn lenken wollen, annehmen und mit seiner mächtigen Hand festhalten werde?"

„Und das wäre möglich?" fragte Felix mit steigender Verwunderung.

„Hier," sagte Ignaz, indem er sein Paket auf dem Tische ausbreitete, „lege ich Dir die Summe, welche jene Liste ergibt, bereit, — es sind gute Wechsel der preußischen Seehandlung in Berlin, welche von dem Comptoir in Warschau acceptirt sind und überall für bares Geld angenommen werden."

„Und diese Wechsel!" fragte Felix, indem er einige der Papiere durch seine Hände gleiten ließ und sie prüfend betrachtete, „sie kommen vom König von Preußen?"

„Ist die Seehandlung nicht ein königliches Institut?"

„Du warst in Berlin, Du hast den König gesehen?"

„Ich habe mit seinem Minister von Görne verhandelt, der König selbst kann nicht früher hervortreten, als bis alles reif, bis der Thron erledigt und die Wahl auf ihn gefallen ist."

„Und Du bist gewiß, daß er einverstanden ist, daß er das Geschehene billigen, die Wahl aufrecht halten wird?"

„Wollte ich auch an dem Herrn von Görne zweifeln — könnte wohl ein Minister über solche Summen verfügen, wenn der König nicht den damit verfolgten Zweck kennen und billigen würde? Glaube mir, mein Bruder, alles

ist völlig vorbereitet, es bedarf nur des günstigen Augenblicks, um die wohlgefügten Räder der Maschine in Bewegung zu setzen, und diesen Augenblick zu erspähen und zu erfassen, dem König mit der Krone das Heft eines geschliffenen Schwertes zu bieten, das wird unsere Sache sein — und Deine zumeist, denn — Du hast das Vertrauen aller, die wir bedürfen; ich war lange fort und bin fremd hier geworden."

Felix dachte nach, auf seinem Gesicht zeigte sich etwas wie Verstimmung und Unzufriedenheit, er sah vergebens nach der Portière hinüber, Sophia war verschwunden, die Falten blieben verschlossen. Dann glitt sein Blick über die auf dem Tische ausgebreiteten Wechsel hin und die Wolke, welche seine Stirn beschattet hatte, verschwand.

„Ich bewundere Dich, mein Bruder," sagte er, „Du hast gehandelt, während andere sprachen."

„Und jetzt ist es an Dir, zu handeln!" erwiderte Ignaz. „Nimm diese Wechsel, ich bin gewiß, die Werbung wird Dir gelingen."

„Schon hier kann ich viel thun," sagte Felix nachsinnend, „auch Sosnowsky wird zu gewinnen sein; fast fange ich an zu glauben, daß Du aus Politik seine Pläne zerstört hast — da ihm Bobrinsky entgangen ist, wird er bereit sein, in Berlin Ersatz zu suchen. Sobald wir in Warschau zurück sind, werde ich weiter vorgehen. Die Abdankung Poniatowskys wird wohl das Leichteste sein; ich rechne auf Dich für die Vorbereitungen zu der

schnellen und gleichzeitigen Erhebung, welche das Land von den Russen befreien und uns Zeit geben soll, den Reichstag zur Wahl schreiten zu lassen."

„Ich werde alles dazu thun und viel ist schon gethan," erwiderte Ignaz, indem er aufstand; „jetzt laß uns hier nicht zu viel und zu lange mit einander verkehren, man möchte sonst argwöhnen, daß wir noch anderes hier zu thun haben, als uns in den Strahlen der Gnade der erhabenen Kaiserin Katharina zu sonnen."

„Du hast auf Helena Branicka gerechnet?" fragte Felix. „Weiß sie von Deinen Plänen? Ihr waret stets befreundet."

„Ich muß an ihr zweifeln," sagte Ignaz finster; „nach ihren eigenen Worten war sie es, die Kosciuskos Flucht entdeckte und vereitelte; fast scheint auch sie sich von der alten Fahne zum Doppeladler gewendet zu haben."

„Nein, nein," rief Felix, „das muß eine Laune, Feindschaft gegen Sosnowsky gewesen sein oder Gott weiß was sonst — die Weiber sind ja unergründlich und unberechenbar. Weißt Du wohl, mein Bruder," sagte er lächelnd, „Helena Branicka, das wäre eine Partie für Dich — so schön — so reich — und es wäre wohl Zeit, daß Du Dein unstätes Leben aufgäbest."

Ignaz schüttelte lebhaft den Kopf; während seine Wangen sich flüchtig röteten, drückte er in unwillkürlicher Bewegung die Hand auf seine Brust, wo das Billet des Fräuleins Marie von Görne verborgen war.

„Helena?“ sagte er mit einem gezwungenen Lächeln. „Du scherzest, mein Bruder — sie und ich — daran haben wir wohl beide niemals gedacht — und wenn vielleicht doch — erst das Vaterland und dann das eigene Glück!“

Er drückte eilig seines Bruders Hand und ging schnell hinaus.

Während Felix ihm verwundert über seine plötzliche Verwirrung nachsah, trat Sophia strahlend vor Freude unter der Portière hervor.

„Herrlich, herrlich!“ rief sie jubelnd, indem sie Potocky umarmte und sich in ausgelassener Laune um sich selbst drehte. „Dein Bruder ist ein unschätzbarer Mann, er schließt den Ring der Kette, zu der wir Glied an Glied gefügt haben! O, ich möchte sie küssen, diese reizenden, wunderbaren Papiere,“ rief sie, mit den Spitzen ihrer rosigen Finger die Wechsel durcheinander werfend, „diese Zauberblätter, die uns die Macht geben, alles nach unserem Willen zu lenken und mit dem feinen Goldregen in die Gewissen dieser großsprecherischen Magnaten ebenso sicher einzudringen wie Jupiter einst in Danaes wohlverwahrtes Verlies!“

„Und Du denkst ernstlich an den König von Preußen?“ fragte Potocky. „Du wolltest, daß ich den Plänen meines Bruders zustimme?“

Sie sah ihn groß an.

„Natürlich wollte ich das,“ sagte sie, „natürlich mußtest Du zustimmen, weil er sonst nicht weiter gesprochen hätte,

weil er sonst diese vortrefflichen Papiere in seiner Tasche behalten hätte, die doch, so leicht und nichtig sie scheinen, die Stufen bilden sollen zu der strahlenden Zukunftshöhe, die uns näher schon und näher winkt! Ob ich ernsthaft an den König von Preußen denke?" rief sie lachend. „An ihn, bei Gott, weniger als an irgend einen andern; der mürrische Knauser würde das schöne, romantische Polen zu einer Kaserne machen und zu einem Bureau voll steifer, zopfiger Pedanten; selbst unter Katharina würde für Felix Potocky noch ein stolzer Platz übrig bleiben, aber was würdest Du sein unter jenem Friedrich, der nichts neben sich duldet? Nein, nein, mein Freund, an ihn denke ich wahrlich nicht, aber er soll uns seinen Tribut liefern, um in unserem Kampf den Sieg um so sicherer zu gewinnen. Ich denke nur an Dich und an mich und an das leuchtende Diadem, das sich immer näher und näher auf unser Haupt herabsenkt. Alles soll geschehen, wie sie es ersonnen haben, alle ihre kleinen Pläne sollen sich zusammenfügen zu unserem einen großen Plan!"

„Und wie baut sich dieser Plan auf in dem nimmer müden Haupt meiner reizenden Minerva, die so anmutig Aphroditens Gürtel trägt?" fragte er lächelnd, indem er ihre funkelnden Augen küßte.

„Der Plan ist einfach wie alles Große," erwiderte sie, „und das Schicksal selbst fügt uns die Steine zu seinem Bau zusammen. Alles soll geschehen, wie sie es verabreden, Poniatowsky soll zur Abdankung gezwungen werden,

meine Schere ist bereit für das Haupt dieses traurigen Königs, Du weißt es. Die Russen sollen vertrieben werden, der Reichstag soll zusammentreten, seine Stimmen werden Dir gehören, dank diesem Gelde, das sie alle in Deine Hände zu legen sich drängen, aber dann soll der Reichstag nicht den ohnmächtigen Kurprinzen von Sachsen, nicht den König von Preußen, sondern," rief sie, sich auf die Spitzen ihrer Füße aufrichtend und die Hände über sein Haupt erhebend, „sondern Stanislaus Felix Potocky zum erblichen König von Polen ausrufen, Du wirst das Schwert Deines kriegerischen Volkes schwingen und die Fahne des weißen Adlers stolz in den Lüften wehen lassen, und alle die lauernden Feinde werden von den Grenzen des Reiches zurückweichen!"

„Und mein Bruder?" fragte Felix.

„Dein Bruder? Wird er nicht stolz sein, das Wappen seines Hauses mit der Krone der Jagellonen zu schmücken? Und wäre er es nicht — wenn Du König bist durch des Volkes Willen, so ist jeder ein Rebell, der sich wider Dich aufrichten wollte!"

Potocky drückte sie stürmisch an seine Brust. Unmutig entwand sie sich seiner Umarmung.

„Geh," sagte sie, „man hat Dich schon zu lange nicht gesehen, zeige Dich draußen, lache, scherze, mache der Kaiserin den Hof! Jeder muß glauben, daß Felix Potocky nur dem Augenblick lebt und im flüchtig schäumenden Genuß des Lebens Glück und Ziel findet; unter dem leicht

verwelkenden Rosenkranz verbirgt sich am sichersten die drohende Stirn des Verschwörers!“

Schnell war sie verschwunden und bald sprengte Potocky, von seinem glänzenden Gefolge umgeben, durch die Straßen der Stadt.

Ignaz war nach seinem Hause zurückgekehrt. Auf dem Wege dahin trat alles, was ihn eben noch beschäftigt und bewegt hatte, wie wallende Nebel vor dem Sonnenschein, zurück und seine Gedanken folgten nur der Sehnsucht seines Herzens. Ohne selbst sich dessen recht bewußt zu sein, zog er Mariens Brief hervor, mit trunkenen Blicken folgte er den Worten, welche ihm so süße Liebesbotschaft brachten, und auch jetzt würde er das Papier an seine Lippen gedrückt haben, wenn nicht der Gruß eines Bekannten ihn aus seinen Träumereien geweckt und daran erinnert hätte, daß die offene Straße kein Platz für die Beschäftigung mit seinem holden Geheimnisse sei.

Als er in den Hof seiner Wohnung trat, kam ihm ein vertrauter Diener mit der Meldung entgegen, daß soeben ein Page der Kaiserin in dem Hause des Vizekronfeldherrn erschienen sei und daß unmittelbar darauf Sosnowsky mit seiner Tochter sich nach dem Jantschinschen Palais begeben habe.

Diese Botschaft führte ihn aus den glücklichen Zukunftsbildern, die ihn umschwebten, zur Wirklichkeit des Augenblicks zurück.

„Ich habe dem Freunde Schutz für seine Geliebte

versprochen," sprach er vor sich hin, „die Glücklichen haben eine um so heiligere Pflicht, der Unglücklichen nicht zu vergessen."

Schnell wendete er sich um und ging schnellen Schrittes nach dem Jantschinschen Palais.

Er fand im Vorzimmer nur einen diensttthuenden Pagen, denn der Empfang des Hofes war für eine spätere Stunde bestimmt.

Die Kaiserin hatte befohlen, niemand vorzulassen. Potocky bestand darauf, daß er Ihre Majestät sogleich in einer wichtigen und unmittelbar dringenden Angelegenheit sprechen müsse, und da der Befehl erteilt war, gegen die polnischen Herren die äußerste Höflichkeit und Rücksicht zu beobachten, so wagte der Page nicht, dem dringend und gebieterisch wiederholten Verlangen eines der ersten polnischen Magnaten, der alle Verantwortung auf sich nahm, zu widerstehen, und trat endlich scheu und zögernd in das Kabinet seiner Gebieterin.

Zu seinem Erstaunen erhielt er sogleich den Befehl, den Gemeldeten einzuführen, und Ignaz trat unmittelbar darauf in das Kabinet ein, dessen Thüren nach dem Park hin offen standen und in welchem eine Stille und Ruhe herrschte, die eigentümlich gegen das unruhig bewegte Treiben auf den Straßen der Stadt abstach.

Katharina saß in einem Armstuhl, zu ihren Füßen auf einem Tabouret Louise Sosnowska, bleich, in schwarzem Anzug, gebeugt, aber ruhig und ergeben; sie schlug die

thränenden Blicke zu Ignaz auf, sie schien ihm zu danken für sein Erscheinen, ohne aber Hoffnung darauf zu begründen. Neben der Kaiserin stand der katholische Erzbischof Valerius Simiorsky, ein Mann mit mildem, geistvollem Gesicht, in der violetten Soutane, das funkelnde Kreuz auf der Brust.

Seitwärts stand Sosnowsky, Grimm und Haß lagen auf seinem gelblich bleichen, welken Gesicht, sein Blick traf feindlich drohend Ignaz Potocky, der mit tiefer Verneigung vor die Kaiserin herantrat.

„Ich komme," sagte er, „Eurer Majestät ein Bekenntnis und eine Bitte auszusprechen."

„Halt, Graf Potocky!" fiel Katharina ernst, aber mit wohlwollender Freundlichkeit ein, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte. „Sprechen Sie nicht weiter, ich kenne Ihr Bekenntnis und Ihre Bitte, Sie wollen mir sagen, daß Sie der Gräfin Sosnowska hier behilflich gewesen sind bei der Flucht, durch welche sie sich dem Zwange entziehen wollte, den sie befürchtete."

„Da ich den Vizekronfeldherrn hier finde," erwiderte Ignaz, „so durfte ich wohl erwarten, daß er seine Anklage bereits vorgebracht habe, doch —"

„Und," fuhr die Kaiserin fort, „Sie wollen mich um Schutz für diese arme Louise bitten, die ihre Liebe nicht aus ihrem Herzen reißen kann."

„So ist es, und wenn Eure Majestät diesen Schutz gewähren, so werden Sie nur eine heilige Pflicht gegen

das zarte Geschlecht erfüllen, dessen Zierde Sie sind und dessen unveräußerliche Rechte Sie vor allen anderen zu vertreten berufen sind."

„Ich habe mehr gethan, Graf Potocky, ich habe den Grafen Sosnowsky gebeten, — denn die Kaiserin von Rußland kann dem Vizekronfeldherrn von Polen nicht befehlen, sie kann und darf nicht eingreifen in das Recht des Vaters — ich habe also gebeten, daß der Vater seinem einzigen Kinde das ersehnte Glück seines Herzens gewähren möge."

Glückliches Erstaunen erleuchtete Potockys Gesicht.

„Dank, Majestät, Dank!" rief er. „Sie haben, bei Gott, ein Fürwort gesprochen, das Sie niemals bereuen dürfen, denn kein edleres Herz schlägt auf Erden als das meines Freundes, dem Louise ihre Liebe geschenkt, kein Name in Polen hat einen reineren Klang als der des tapfern und treuen Thaddäus Kosciuska!"

Die Kaiserin blickte fragend zu Sosnowsky hinüber.

Dieser bebte vor innerer Erregung, die er gewaltsam zu beherrschen versuchte. Seine Lippen zuckten, seine Linke spannte sich krampfhaft um den Griff seines Säbels.

„Eure Majestät kennen die Bewunderung und die tiefe Ergebenheit für die erhabene Beschützerin meines Vaterlandes, die mein Herz erfüllt," sprach er mit dumpfer Stimme; „wenn Eure Majestät mein Leben verlangen für Ihren Dienst, so werde ich nicht zögern, es freudig einzusetzen, aber," fuhr er mit keuchender Brust fort, „Eure

Majestät werden nicht verlangen, daß ich dem Räuber meiner Ehre, der meinen Namen mit Schmach befleckt hätte, wenn sein ruchloses Beginnen gelungen wäre, daß ich ihm den Preis seiner Frevelthat gewähre, daß ich eines ungehorsamen Kindes schwere Schuld durch den Segen des Vaters belohne!"

Leise weinend senkte Louise ihr Haupt.

Katharina wendete sich zum Erzbischof.

„Und was sagen Sie, hochwürdiger Herr?"

„Louise Sosnowska," erwiderte der Prälat mit freundlich mildem Ernst, „hat eine Schuld auf sich genommen, der Diener der Kirche kann die Schuld der Liebe verzeihen, er kann mahnen, daß auch der Vater sie verzeihe, aber er darf nicht gebieten, was der versöhnenden Liebe freier Entschluß sein muß, wenn es dem Kinde Segen bringen soll."

Sosnowsky schüttelte finster den Kopf.

„Die Zeit ist die gewaltige Dienerin Gottes," sprach der Erzbischof, „um die Menschen auf seinen Wegen zu seinen Zielen zu führen; die Zeit höhlt in dem Tropfenfall der Sekunden, deren jede einen Ton bildet der Stimme Gottes, die harten Herzen — überlassen Eure Majestät auch hier der Zeit, nach Gottes Willen zu wirken, die Schuld hinwegzuspülen und des Zornes Härte zu überwinden."

„Ich verlange nicht mehr," sagte Louise leise schluchzend, indem sie sich auf die Hand der Kaiserin niederbeugte, „ich darf nicht mehr verlangen, als in der Stille

den Frieden mit mir selbst wieder zu finden und in demütiger Ergebung des Gehorsams harte Pflicht zu erfüllen, um meine Schuld zu sühnen, wenn es — o du barmherziger Gott der Liebe! — wenn es eine Schuld war!"

„So sei es denn!" sagte die Kaiserin. „Ihnen, hochwürdigster Herr, vertraue ich Louise an, Sie bürgen mir dafür, daß ihre schwer gebeugte Seele von allem Zwange frei Gottes Fügung erwarte."

Der Erzbischof trat zu Louise und legte segnend die Hand auf ihr Haupt.

„Ihnen zürne ich nicht, Graf Sosnowsky," sprach die Kaiserin. „Ihr Entschluß muß frei sein, der hochwürdige Herr hat recht, im Tropfenfall der Zeit wirkt Gott auf die harten Herzen, Sie wissen, wodurch Sie mir eine Freude machen können."

Sosnowsky verbeugte sich stumm. Noch ein drohender, feindlicher Blick traf Louise, welche vor dem Erzbischof weinend in die Kniee gesunken war, dann ging er hinaus, und der Page im Vorzimmer hörte erschrocken, wie ein wilder Fluch aus seinen Lippen hervorzischte.

Die Kaiserin umarmte Louise, die der Erzbischof, mit seinem Arm sie stützend, fortführte, um sie nach dem Kloster der Karmeliterinnen zu begleiten.

„Bleiben Sie, Graf Potocky!" sagte Katharina, als auch Ignaz sich verabschieden wollte.

Verwundert blieb der Graf vor dem Stuhle der Kaiserin stehen.

„Wissen Sie, Graf Potocky," fragte Katharina, „wem es dieses arme Mädchen zu danken hat, daß ich sie vor dem Zorne ihres Vaters in meinen Schutz genommen habe?"

„Eurer Majestät edlem Herzen," erwiderte Ignaz verwirrt durch diese Frage, deren Sinn er sich nicht zu erklären vermochte.

„Das Mitgefühl meines Herzens ist erweckt durch eine Frau," sagte die Kaiserin, indem sie ihn scharf ansah, „durch eine Frau, die auch in mir das Herz der Frau wachrief — die Gräfin Helena Branicka."

„Die Gräfin Helena?" rief Potocky in höchstem Erstaunen. „Sie war es," fügte er mit finsterem Blick hinzu, „die meinen Freund Thaddäus Kosciusko verriet und die Flucht vereitelte!"

„Sie war es," erwiderte Katharina, „ich weiß es."

„Und nun kommt sie, um Schutz für ihr Opfer zu erbitten? — Unbegreifliches Launenspiel des weiblichen Herzens!"

„Fast sollte ich dies Wort übel nehmen, Graf Potocky," sagte Katharina lächelnd, „aber ich darf es wohl verzeihen, da ja," fügte sie stolz hinzu, „die Kaiserin dafür sorgt, daß man nicht zu gering denkt über die Schwäche der Frau."

„Verzeihung, Majestät! Nicht jede Frau hat den starken Geist und die mächtige Hand, die Schwäche des weiblichen Herzens unter des ehernen Willens Herrschaft zu beugen."

„Ich darf mich also für unparteiisch halten; doch eines, Graf, mag die Frau Ihnen verraten, die einen Augenblick vergessen will, daß sie Kaiserin ist, daß in allen Launen des weiblichen Herzens, sie mögen so seltsam und unerklärlich scheinen, wie sie wollen, immer der Haß oder die Liebe als bewegende Ursachen wirken."

„Und warum sollte Helena die arme Louise Sosnowska hassen? Sie hat sie kaum vorher gekannt, und wenn sie wirklich sie gehaßt hätte, warum denn hätte sie für die Arme Eurer Majestät Schutz erbeten?"

„Nun, Graf, wenn es der Haß nicht war, der sie bewegte, dann muß es die Liebe gewesen sein."

„Die Liebe — Thaddäus — unmöglich — sie hat ihn nie gesehen."

„Die Gräfin Helena hat nicht geglaubt, daß es Thaddäus Koscziusko sei, der Louise entführen wollte; sie hat die Vorbereitungen zur Flucht bemerkt, sie hat dieselben verfolgt und vereitelt, weil sie geglaubt, daß es ein anderer sei, der Louise liebte, ein anderer, dessen Herz ihr ein Preis war, den sie des Kampfes für wert hielt."

„Ein anderer? Ich begreife nicht."

„Wie doch die Männer oft so schwer begreifen, wenn es gilt, weibliche Herzen zu verstehen, die ihre Geheimnisse nicht zu den Lippen heraufsteigen lassen, die erraten sein wollen und wohl das Recht haben, sich erraten zu lassen!"

Potocky sah die Kaiserin starr an.

„Hat denn Koscziusko die arme Louise von meinem

Ball fortgeführt?" fragte die Kaiserin. „Hat er sie begleitet zu den vor der Stadt wartenden Pferden? Konnte die Gräfin Helena denn wissen, daß jener andere nur der Liebe eines Freundes seine Dienste lieh?"

„O mein Gott, mein Gott!" rief Ignaz, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

Die Kaiserin betrachtete ihn lächelnd, wie er einen Augenblick sprachlos dastand.

„Sie sehen," sagte sie, „daß sich in diesem Spiel Leid und Glück der Menschenherzen wundersam verschlingen; was die einen trennt, führt vielleicht die anderen zusammen — Gott wolle geben, daß auch die Getrennten sich glücklich wieder zusammenfinden!"

„Und," sagte Potocky zitternd, „o mein Gott, ich weiß ja nicht, wie ich die Worte finden soll — und — Eure Majestät täuschten sich nicht?"

„Was der stolze Scharfblick der Männer nicht sieht, das öffnet sich klar dem weiblichen Blick; dem Blick der Frau verbirgt sich schwer das Herzensgeheimnis einer andern Frau — und die Gräfin Helena hat mir ihr Herz nicht verschließen wollen."

Potocky stand zitternd da. Er schien überwältigt von dem Eindruck der Worte der Kaiserin.

„Gehen Sie, Graf Potocky," sagte Katharina, „ich begreife, daß Sie mir nun nichts mehr zu sagen haben; wo ich helfen wollte, habe ich es heute nicht vermocht — vielleicht ist es mir vergönnt gewesen, glücklich zu machen,

wo ich nicht ahnen konnte, daß ich die Macht dazu haben würde."

Sie reichte ihm die Hand; er beugte sich herab, dieselbe zu küssen, und ging schwankenden Schrittes, einem Träumenden gleich, hinaus.

„Die Gräfin Helena muß mir danken," sagte die Kaiserin, ihm nachblickend, „wenigstens wird sie meine Feindin nicht mehr sein!"

Der Page öffnete die Thür und meldete den Fürsten Potemkin.

Sechzehntes Kapitel.

Neue Gestalten.

Die Kaiserin streckte dem Fürsten, der sich an der Schwelle verneigte und dann, als der Page die Thüre geschlossen, näher zu ihr herantrat, mit freundschaftlicher Herzlichkeit, aber doch mit jener majestätischen Würde, die sie auch ihren höchststehenden Günstlingen gegenüber stets zu bewahren wußte, die Hand entgegen und sagte:

„Was bringst Du, Gregor Alexiewitsch? Hast Du einen Wunsch, so kommst Du zur guten Stunde; ich bin sehr zufrieden mit mir und der Welt, denn ich habe ein gutes Werk gethan, ich habe ein liebendes Herz vor Zwang bewahrt und ihm den Weg offen gehalten, das Glück endlich noch zu erringen, das alle Menschen ersehnen, das so wenigen zu teil wird und das endlich von diesen wenigen noch gar manche bereuen.“

Potemkin berührte flüchtig Katharinas Hand mit seinen Lippen, seine Stirn blieb gefaltet, seine Blicke finster, und mit hartem, strengem Tone sagte er:

„Eure Majestät haben wohl daran gethan, diese arme kleine Louise Sosnowska nicht von ihrem traurigen Vater an Bobrinsky verkaufen zu lassen.“

„Du weißt das?“ fragte Katharina verwundert, mit einem Anklang von Unmut.

„Ist es nicht meine Pflicht, alles zu wissen, was um meine Kaiserin vorgeht?“ erwiderte Potemkin mit festem Ton und fast drohendem Blick. „Ist es nicht meine Pflicht, den Thron Rußlands vor der Gefahr des Verrats und der oft noch größeren Gefahr der Unvorsichtigkeit und Thorheit zu beschützen?“

Katharina preßte die Lippen aufeinander.

„Und warum billigst Du, was ich gethan?“ fragte sie. „Du hast doch kaum weiches Mitgefühl mit einem liebenden Mädchenherzen und hast mir immer geraten, die polnischen Großen an meinen Hof zu knüpfen?“

„Sosnowsky bedeutet nichts in Polen,“ erwiderte Potemkin kurz, „und sein Schwiegersohn würde ein schlechter Statthalter von Polen sein, ganz besonders wenn er Bobrinsky hieße.“

„Du liebst Bobrinsky nicht,“ sagte Katharina vorwurfsvoll.

„Vielleicht hätte ich ein Recht dazu,“ erwiderte Potemkin, „doch davon will ich nicht sprechen; ich liebe ihn nicht, weil er der Gnade seiner Kaiserin nicht würdig ist; überhäufen Sie ihn, wenn Sie wollen, mit Gold und Ehren, lassen Sie ihn herumflattern wie einen thörichten, eitlen

Schmetterling, der er ist im Sonnenlicht Ihrer Gnade; aber denken Sie niemals daran, ihn zu einem ernsten Zweck zu verwenden, eine so schwere Verantwortung in eine Hände zu legen, wie es die Statthalterschaft von Polen wäre — er würde Ihnen und Rußland Schande machen."

Katharina seufzte, aber sie widersprach nicht.

„Und wo wäre ein solcher Statthalter zu finden?" fragte sie nach einer Pause.

„Es gibt nur einen — das ist Felix Potocky."

„Felix Potocky? Du traust ihm? Repnin hält ihn für falsch und glaubt, daß er doppeltes Spiel spiele!"

„Ich traue ihm, sobald er gewiß weiß, daß nicht er König von Polen sein kann und wird, und ihm das zu zeigen, wenn es Zeit ist, muß unsere Sache sein. Er sucht Glanz, Macht und Reichtum — kann er das nicht auf der ersten Stufe erreichen, so wird er es auf der zweiten nehmen. Das Volk hängt an ihm und er wird der einzige sein, der eine russische Statthalterschaft in Polen vielleicht populär machen kann. Ich gebe nicht viel auf Popularität, aber wenn man sie haben kann, so ist es klug, sie zu benützen, wenn man ein unruhiges Volk nehmen und festhalten will. Bobrinsky würde Rußland verächtlich gemacht, Thorheiten auf Thorheiten gehäuft haben und bald fortgejagt worden sein, wodurch wir dann einen schweren Krieg gegen den Aufstand eines tapferen Volkes auf dem Halse gehabt haben würden. Einem solchen

Plan ein armes Mädchen zu opfern, das wäre grausam und thöricht zugleich gewesen."

„Nun," sagte Katharina ablenkend, „da der Plan aufgegeben ist, so sind wir ja einig."

„Nicht ganz," erwiderte Potemkin. „Eure Majestät haben dem elenden Sosnowsky Ihre Kosaken zur Verfügung gestellt, um die armen Flüchtlinge einzuholen, und das hätten Sie nicht thun sollen."

„Und warum nicht? War ich es nicht dem Vater schuldig, ihm beizustehen gegen den Ungehorsam seiner Tochter?"

Potemkin zuckte die Achseln.

„Der Dienst, den Eure Majestät dem in ganz Polen verhaßten Sosnowsky geleistet haben, macht Sie selbst verhaßt, um so mehr, als er gegen den überall beliebten jungen Kosciusko gerichtet war, dem sogar Ignaz Potocky beistand und der nun mit all seinen Freunden unser unversöhnlicher Feind sein wird."

Katharina blickte fast beschämt zu Boden.

„Nun," sagte sie, „das läßt sich vielleicht wieder gut machen; ich habe Louise Sosnowska unter meinen Schutz gestellt, ich kann dem Vater in seinen Familienangelegenheiten nicht befehlen, aber ich werde thun, was ich vermag, um ihn zum Nachgeben zu bestimmen."

„Fragen Sie ihn um seinen Preis," sagte Potemkin, „das wird das einfachste und sicherste sein; doch gleichviel, es ist immer besser, einen Fehler nicht zu begehen,

als ihn nachher mit Mühe und doch immer nur halb wieder gutzumachen. Hätten Sie mich um Rat gefragt, hätten Sie mir Ihre Befehle gegeben," fügte er beinahe höhnisch hinzu, „so würde ich Sie gewarnt haben vor einem so thörichten Schritt, der nur Schaden und Verlegenheiten bringen konnte, aber freilich, da Sie einem kindischen Gecken wie diesem Rimsky Korzakow Ihre Aufträge erteilten, konnten Sie nichts anderes erwarten, als daß er eine Thorheit so thöricht als möglich ausführen würde."

„Du hast eine böse Laune, Gregor Alexiewitsch," sagte Katharina lächelnd, aber doch verletzt durch den rücksichtslosen Ausfall Potemkins; „ich hielt jene Verfolgung für eine so einfache, natürliche Maßregel, die ich der Klage des Vaters schuldig sei, daß ich sie meinem Adjutanten auftrug, ohne Dich damit zu belästigen. Was hat Dir der arme Rimsky Korzakow gethan, daß Du so zornig von ihm sprichst?"

Es lag fast eine ängstliche Scheu in der letzten Frage der Kaiserin.

„Gegen ihn habe ich mehr als gegen Bobrinsky," erwiderte Potemkin, indem er Katharina mit durchdringendem Blick ansah; „Bobrinsky wird Rußland Schande und Schaden bringen durch seine geckenhafte Albernheit; Rimsky Korzakow lohnt die Gnade seiner Kaiserin, die ihn aus dem Staube emporgehoben, durch Untreue und niedrigen Verrat!"

„Was sagst Du?“ rief Katharina auffahrend. „Doch nein, nein,“ sagte sie dann lächelnd, „man hat Dich getäuscht; dies arme Kind hat so viel Feinde!“

„Zu denen ich nicht gehöre,“ fiel Potemkin ein; „Rimsky Korzakow ist zu klein für Potemkins Feindschaft,“ fügte er stolz hinzu. „Hören Sie mich an, Katharina,“ fuhr er fort, indem er die Hand der Kaiserin diesmal mit herzlicher Wärme an seine Lippen drückte, „Sie wissen, daß ich dem Spiel Ihrer Laune, Ihrer Phantasie, wie Sie es nennen wollen, in dem Sie sich von den Arbeiten und Sorgen Ihrer schweren Regentenpflichten erholen, niemals eifersüchtige Schwierigkeiten bereite. Die Liebe ist eine Blume, welche sich erschließt, duftet und verblüht, welche meist welk zu Boden fällt und selten nur Früchte trägt. Unsere Liebe, Katharina, hat die herrlichsten Früchte auf Erden getragen: die Freundschaft und das Vertrauen! Die flüchtige Tagesblüte Deiner Liebe schenke, wem Du willst, ich werde niemals in kindischer Eifersucht das leichte Spiel Deiner Zerstreuungen stören; Deine Freundschaft aber und Dein Vertrauen halte ich fest mit eiserner Hand und verteidige sie gegen alle Welt, gegen Dich selbst, Katharina, wenn Du sie jemals einer Laune opfern wolltest.“

Die Kaiserin schüttelte den Kopf.

„Niemals!“ sagte sie, ihm kräftig die Hand drückend.

„Deine Freundschaft und Dein Vertrauen halte ich fest,“ fuhr Potemkin fort, „weil ich weiß, daß niemand ihrer so würdig ist wie ich, daß niemand Dir und

Rußland sein kann, was ich Dir bin. Diese Hand allein," rief er, weit den Arm ausstreckend, „ist im stande, das gewaltige Reich zu Deinen Füßen festzuhalten und die immer wachsende Riesenmacht in dem einen Leitpunkt zu vereinen, der die Strahlen seines Willens aussendet durch Europa und Asien; Peter der Große hat eine unförmliche, gärende Masse hinterlassen; in Deiner Hand liegt das Scepter eines Staates, vor dem Europa zittert und dessen Räderwerk dem leisen Druck gehorcht. Dein Geist, Katharina, und Dein Wille haben das geschaffen — ich erkenne es bewundernd an — aber meine Kraft ist das Werkzeug Deines Willens und Deines Geistes, Du findest keine andere, die solcher Arbeit fähig wäre. Romanzow mag Deine Schlachten schlagen, ich weiß es wohl, daß er mich haßt und daß er alles thut, um mir Dein Vertrauen zu entziehen; aber doch würde er niemals die ungefügen Glieder dieses Reiches nach Deinem Willen lenken können, wie ich es vermag — ich allein!"

„Ich weiß es, Gregor Alexiewitsch," sagte Katharina im Tone voller Ueberzeugung.

„Nun denn," fuhr Potemkin fort, „dieser Rimsky Korzakow fängt an sich zu fühlen, er will sich nicht begnügen, das Spielzeug Deiner müßigen Stunden zu sein, sich nicht begnügen mit dem Golde und den Ehren, die Du auf ihn gehäuft, er will Deine Freundschaft und Dein Vertrauen gewinnen, er wagt es, ein Werkzeug Deiner Macht sein zu wollen —"

„Und Du fürchtest ihn?“ fragte Katharina lächelnd.

„Ich fürchte niemand,“ rief Potemkin, „weil niemand mir gleich ist! Fürchtet der Atlas, daß jemand käme, ihm den Himmel abzunehmen, dessen Last jeden andern zermalmen würde? Ich fürchte ihn nicht, denn wenn ich jemals einen fürchtete, so würden alle anderen aufhören, mich zu fürchten; aber wie der Atlas nicht will, daß Pygmäen sich neben ihn stellen, ihn zu verhöhnen und ihm nachzuäffen, so will ich nicht, daß ein vermessener Knabe, eine Puppe in Deiner Hand, es wage, den Boden zu betreten, der mir gehört. Daß er den Blumenkranz, mit dem er Dein Leben schmücken soll, fortwirft und es versucht, mit dem Scepter zu spielen, aus dem der vernichtende Blitz auf jeden unberufenen Schwächling hervorflammt, solcher freche Vorwitz muß ihn zurückschleudern in den Staub, aus dem er emporgehoben ist, und er verdient seine Strafe um so mehr, um so unerbittlicher, als er seine erste Pflicht so schmählich vergißt: die Dankbarkeit, die Liebe und die Treue gegen seine Wohlthäterin.“

Katharinas Gesicht verfinsterte sich, sie erbleichte und ihre Lippen zitterten, als sie mit strengem Tone sagte:

„Wenn man anklagt, muß man beweisen, Gregor Alexiewitsch.“

„Vielleicht sollte der, welcher Tag und Nacht für Dich und Rußland arbeitet und Wache hält, eines solchen Beweises überhoben sein und über dem Verdacht einer falschen Anklage stehen.“

„Man kann Dich getäuscht haben; jeder hat Feinde, und die, denen ich wohl will, am meisten."

„Gut denn," sagte Potemkin, „Du verlangst Beweise, so bitte ich denn," fügte er feierlich mit tiefer Verbeugung hinzu, „daß Eure Majestät die Gnade haben wollen, mit mir einen Gang durch den Park zu machen."

„Einen Gang durch den Park? Was soll das?" fragte Katharina erstaunt und unmutig. „Wenn Du Beweise hast, warum gibst Du sie nicht hier?"

„Die Wände haben Ohren," erwiderte Potemkin; „und dann — doch Eure Majestät werden sehen. Gehen wir." Er reichte mit einer fast gebieterischen Bewegung der Kaiserin den Arm, welche ihm ein wenig zögernd folgte.

Draußen vor dem Thor nach dem Park stand neben den wenigen Stufen, die zu dem Blumenparterre herabführten, ein Posten von der Rittergarde.

Es war ein großer, schlanker junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, dessen geschmeidig kräftige Gestalt durch die reiche Uniform besonders vorteilhaft hervorgehoben wurde. Sein jugendfrisches Gesicht hatte jene zarte Blässe, welche, ohne krankhaft zu sein, der Erscheinung einen ausgezeichnet vornehmen Ausdruck gibt. Seine großen Augen waren tief dunkelblau, in ihren tiefen Blicken lag poetische Träumerei, und ein wehmütiger Zug gab seinem feinen Munde einen ganz besonderen Reiz.

Der junge Kavalier richtete sich, als die Kaiserin heraustrat, militärisch auf und senkte salutirend seinen Degen.

Katharina achtete nicht auf ihn, sie war unruhig und bewegt, ihre Hand zitterte, der Fächer, den sie in unwillkürlichem Spiel auf und zu schlug, entfiel ihr.

Schnell sprang der Gardist auf, nahm den Fächer vom Boden und bot ihn, das Knie beugend, der Kaiserin.

Diese sah ihn jetzt an und schien überrascht über die edle Haltung, das schöne Gesicht und die leuchtenden dunklen Augen des jungen Mannes. Sie nahm den Fächer, blieb stehen und sagte:

„Ich danke Dir. Dein Name?“

„Stefan Iwanowitsch Lanskoy,“ erwiderte der Gardist.

„Ich erinnere mich, Deine Familie stammt aus Polen, Du dienst noch nicht lange in meiner Garde?“

„Seit sechs Monaten; Seine Durchlaucht der Fürst Potemkin hat mich der Gnade Eurer Majestät empfohlen.“

„Der Fürst hat recht gehabt,“ sagte Katharina, Potemkin freundlich zunickend; „ich habe Dich selten gesehen bisher, ich werde Deinen Ritterdienst nicht vergessen.“

Sie reichte ihm die Hand, er drückte sie an seine Lippen, und es dauerte einige Augenblicke, bis die Kaiserin, immer in sein Gesicht blickend, ihre Hand zurückzog.

Er sprang wieder auf und salutirte mit dem Degen, während Potemkin Katharina weiterführte, die sich noch einmal umsah, als ob sie sich die Züge des jungen Gardisten, dem sie ihren Dank verheißen, besonders fest einprägen wolle.

Potemkin schritt schnell weiter durch die Blumenanlagen.

„Ein schöner junger Mann, dieser Lanskoy," sagte er leichthin.

„In der That," erwiderte Katharina halblaut, als ob sie in Gedanken versunken sei.

„Er ist sinnig und taktvoll, er würde keine Albernheiten begehen wie Rimsky Korzakow," sprach Potemkin in demselben Tone weiter.

„Du wolltest mir einen Beweis liefern," sagte Katharina, aus ihrer Träumerei auffahrend, „und nun führst Du mich in die einsamen Laubgänge des Parks?"

„Der Beweis wird da sein," antwortete Potemkin; „ich bitte Eure Majestät, mir zu folgen, an meinem Arm ist die Kaiserin aller Reussen noch niemals auf Irrwege geführt worden."

Sie hatten die Blumenparterres verlassen, welche das Schloß unmittelbar umgaben, und traten in eine Allee von uralten Buchen, welche rings von dichtem Waldwuchs umgeben war und von welcher kleinere Seitenwege nach rechts und links führten.

Am Eingange dieser Allee war ein Gärtnerbursche beschäftigt, das trockene Laub vom Wege zu entfernen.

Der Knabe beugte sich bei der Annäherung der Kaiserin bis zur Erde und setzte dann, als dieselbe vorübergegangen war, seine Beschäftigung ruhig weiter fort.

An dem einen Seitengange war wieder ein anderer

Gärtnerbursche ganz ebenso beschäftigt wie der erste, er verneigte sich ebenso wie jener und harkte dann, als die Kaiserin vorübergegangen war, ebenso ruhig weiter.

An mehreren Wendungen des einsamen, in den tiefen Waldesschatten versteckten Weges waren ebenfalls Gärtnerburschen beschäftigt, alle welken Blätter zu entfernen, wie es die Gartenetikette in den kaiserlichen Parks vorschrieb. Dieses alles war ganz natürlich und selbstverständlich und doch schienen diese Knaben für Potemkin eine Art von lebendigen Wegweisern zu sein, denn er wendete sich stets von dem einen derselben zu dem an der nächsten Biegung bereits sichtbaren Arbeiter hin.

Die Kaiserin achtete nicht darauf, sie war immer noch in ihre träumenden Gedanken versunken und schritt schweigend neben Potemkin her.

„Wohin führst Du mich?“ fragte sie, endlich aufblickend, als sie in die immer tieferen Schatten des hier zu einer künstlichen Wildnis gestalteten Parks hineingingen, in welcher nur der sorgfältig gehaltene und mit feinem goldgelbem Sand bestreute Weg an die verschönernde Menschenhand erinnerte. Hier stand ebenfalls ein Knabe, der wie die anderen sich tief verneigte und dabei die Spitze seiner Harke nach einer seitwärts liegenden Mooshütte richtete, welche von den hohen Kronen uralter Eichen überschattet und von dichtem Epheu umrankt war. Ein frischer Waldquell rieselte daneben über bunte Kiesel — es war ein Platz, wie ihn nur ein Dichter für seinen

sinnenden Geist oder ein liebendes Paar für sein verborgenes Glück ersehnen konnte. „Wohin führst Du mich?" fragte die Kaiserin noch einmal, während der Knabe das Zeichen mit seinem Rechen wiederholte.

„Zu meinem Beweise," erwiderte Potemkin mit gedämpfter Stimme; „doch stille, kein Atemzug, kein Wort darf uns verraten."

Er zog die Kaiserin auf dem Wege fort, welcher seitwärts zu der Mooshütte führte, deren Eingang nach der Quelle hin von Epheuzweigen überhängt war.

Die Schritte waren unhörbar auf dem weichen Sande.

„Ich begreife nicht," sagte die Kaiserin; „was willst Du in diesem einsamen Walde?"

Potemkin antwortete nur durch einen Wink, der die Kaiserin zu schweigen bat.

Sie waren bei der Mooshütte angekommen.

Potemkin führte die Kaiserin schnell um die Ecke der Hütte herum und schlug dann die Epheuzweige, welche über den Eingang herabhingen, auseinander.

Katharina erbleichte und blieb, einer Bildsäule gleich, unbeweglich stehen.

In der Hütte ruhte auf einer Moosbank die Gräfin Bruce, zu ihren Füßen saß auf einer kleinen Holzbank Rimsky Korzakow.

Er hielt die eine Hand der Gräfin und schien ihr leise Liebesworte zuzuflüstern, während sie mit ihrer andern Hand zärtlich über seine Stirne strich.

Das Bild, das sich so plötzlich den Augen der Kaiserin darbot, war nicht ohne Reiz; die Gräfin war eine schöne Frau, der Rose in ihrer vollen Blüte gleich, und wie sie so auf dem weichen Moosteppich unter den dämmernd grünen Waldesschatten ruhte, den Liebesworten des jungen, glänzenden Offiziers lauschend, hätte sie einem Maler zu lockend anmutigem Vorwurf dienen können.

Aber die Kaiserin schien für diesen Reiz des Bildes, das ihr Potemkin enthüllte, keine Empfindung zu haben. Sie stand da mit wogender Brust, ihre Lippen zuckten, ihre Augen sprühten Blitze, während Potemkin mit einem Lächeln des Triumphs zur Seite trat.

Einen Augenblick nur dauerte die Stille. Ein gellender Schrei tönte aus der Hütte. Die Gräfin hatte, aufblickend, die Kaiserin erkannt. Sie sprang auf, ratlos, ohne Fassung. Die beiden Frauen standen sich fast unmittelbar gegenüber, die Kaiserin drohend, in furchtbarem Zorn, die Gräfin entsetzt, als ob der Tod vor ihr aus den Tiefen der Erde emporgestiegen sei. Rimsky Korzakow stand daneben wie ein ertappter Schulknabe, der vergebens irgend eine Entschuldigung für einen dummen Streich zu ersinnen versucht.

„Eure Majestät sehen,“ sagte Potemkin höhnisch, „daß Ihr persönlicher Dienst überall zu Ihrer Verfügung steht, selbst hier in der Einsamkeit des Waldes.“

Die Gräfin warf ihm einen Blick voll wilden Hasses zu, dann sagte sie, mit übermenschlicher Anstrengung nach dem Schein gleichgiltiger Ruhe ringend:

„Eure Majestät hatten uns entlassen, wir erwarteten hier Ihre Befehle, und Ihr Adjutant, der den Fehler oder den Vorzug des Ehrgeizes besitzt, bat mich um meine Fürsprache bei meiner gnädigen Kaiserin für eine Erhöhung seines Ranges; es scheint ihm, daß —“

„Ja, ja,“ rief Rimsky Korzakow, indem er vor der Kaiserin niederkniete und ihre Hand zu fassen versuchte, die sie ihm schnell entzog, „ja, es ist zu wenig für Eurer Majestät Adjutanten, nur Oberst zu sein — ich wagte es nicht — und die Gräfin —“

Die Kaiserin hatte ihre volle Fassung wiedergewonnen. Eisige Ruhe lag auf ihren Zügen, ein kaltes, höhnisches Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Die Bitte soll nicht vergeblich gewesen sein,“ sagte sie mit einer Stimme, in welcher kaum ein leises Zittern die innere Bewegung verriet, „Rimsky Korzakow soll nicht umsonst die Fürsprache einer Dame angerufen haben, die sich meine Freundin nennt. Steht auf — Ihr seid General.“

„Dank, Majestät, Dank,“ rief Rimsky Korzakow ganz glücklich, indem er abermals die Hand der Kaiserin zu küssen versuchte, die sie ihm wieder entzog.

Die Gräfin blickte in zitternder Erwartung auf Katharina, sie täuschte sich nicht über die scheinbare Ruhe, sie fühlte, daß das Wetter über ihrem Haupte stehe, und sah mit Entsetzen dem Blitz entgegen.

„Damit Ihr Euch vorbereiten könnt,“ fuhr Katharina

fort, „in Eurem neuen Range mir und meinem Reiche nützliche Dienste zu leisten, so werdet Ihr ins Ausland reisen, um zu lernen und die Kriegskunst zu studiren; der Fürst Gregor Alexiewitsch wird Euch Eure Pässe erteilen; heute noch werdet Ihr nach Petersburg abgehen, um von dort Eure Reise anzutreten.“

Potemkin verneigte sich, Rimsky Korzakow blieb sprachlos auf seinen Knieen.

„Und Sie, Gräfin,“ fuhr die Kaiserin fort, „werden angegriffen sein durch den Dienst, den Sie aus Freundschaft für mich so aufopfernd übernommen haben. Ich darf solches Opfer nicht annehmen, die Kaiserin darf keine Freundin haben, ich bin gewiß, daß die ländliche Ruhe auf Ihren Gütern Ihnen wohlthun wird, in einer Stunde, Fürst Potemkin, sollen die Pferde für die Gräfin bereit sein!“

„Majestät,“ rief die Gräfin außer sich, „hören Sie mich —“

„Hören?“ fragte Katharina mit schneidendem Hohn, „ich habe gesehen, Gräfin, und ich habe gesprochen; ich hoffe, daß Sie gehört haben und mich nicht zwingen werden, noch einmal zu sprechen. Kommen Sie, Fürst Gregor Alexiewitsch!“

Sie reichte Potemkin den Arm und kehrte schnellen Schrittes nach dem Palais zurück.

Die Gräfin stand einen Augenblick, die Hände auf das Herz gedrückt, bleich und unbeweglich.

Sie warf auf Rimsky Korzakow, der wie zerschmettert auf seinen Knieen lag, einen Blick voll tiefer Verachtung und flüsterte: „War dieses Spiel den Einsatz wert, den ich verloren?"

Langsam ging sie auf einem Seitenwege nach dem Flügel des Palastes, in welchem sie ihre Wohnung hatte; Rimsky Korzakow folgte ihr später mit schwankenden Schritten, wie im Rausch, indem er leise Flüche, mit dem Namen der Gräfin vereint, vor sich hinmurmelte.

So löste sich das eben noch so anmutige Liebesbild unter dem Blick der Kaiserin auf und die eben noch so glücklich Vereinten gingen weit auseinander, Haß und Verachtung im Herzen davontragend.

„Habe ich meinen Beweis erbracht?" fragte Potemkin.

„Ich danke Dir, Gregor Alexiewitsch," antwortete Katharina; „Du wachst für mich und ich habe keinen Freund als Dich."

„Und wird meine kaiserliche Freundin künftig noch Beweise von mir fordern?"

„Niemals, Gregor Alexiewitsch! Mein Vertrauen soll Dir voll und ganz gehören, und zum Beweise dafür, den ich Dir jetzt geben will, höre, was ich Dir sage: Sophia de Witt ist hier."

„Sophia de Witt?" rief Potemkin auffahrend, „die Schändliche, die Treulose! Doch nein, das ist nicht möglich! Wie käme sie hieher, wo wäre sie vor mir verborgen?"

„Du siehst,“ sagte Katharina heiter, „daß ich zuweilen noch schärfer sehen kann als mein getreuer Wächter; freilich handelt es sich ja hier um eine Frau, die ein weiblicher Blick sicherer durchschaut. Sophia de Witt ist hier, sie zeigt sich offen und frei, sie ist Dir selbst schon mehrmals begegnet.“

Noch schüttelte Potemkin finster und ungläubig den Kopf.

„Mir fiel ein Page des Grafen Felix Potocky auf,“ fuhr Katharina fort, die immer heiterer wurde; „ich erkannte sogleich, daß dieser Page ein Weib war, und da ich ihn genau betrachtete, erkannte ich auch Sophia de Witt.“

„Potocky — er?“ rief Potemkin. „O, das ist schändlich, das ist eine Verwegenheit, die nicht ungestraft bleiben darf —“

„Nein, mein Freund,“ fiel Katharina ein, „das ist ein Glück, das wir festhalten müssen. Da Sophia de Witt hier ist, so muß sie wohl Potocky ganz beherrschen, um solche Tollkühnheit begehen zu können. Darum überlaß diese Frau mir, sie soll mir das Werkzeug sein, um Potocky unsererseits zu beherrschen.“

„Und ich?“ rief Potemkin, „ich soll es dulden, daß sie mir treulos entwichen ist, daß sie mir trotzt, mich verhöhnt, hier in mein Angesicht —“

„Ja, mein Freund,“ sagte Katharina, „Du sollst das dulden, ich verlange es von Dir, denn ich verlange diese Frau für mich, ganz für mich, ich allein will sie in meiner Hand halten, übrigens unbestraft soll sie nicht bleiben —

und vielleicht," fuhr sie finster fort, „schwerer getroffen werden, als Du sie treffen würdest; versprich mir, sie ganz mir zu überlassen, ich darf wohl das Opfer einer Laune von Dir verlangen."

„Vielleicht war es mehr als eine Laune," sprach Potemkin finster vor sich hin, „doch es sei, ich verspreche, was meine Kaiserin verlangt."

„Und Du wirst sehen, daß ich recht habe," rief Katharina fröhlich, „Du wirst Dich überzeugen, daß ich doch eine bessere Politik mache als Du selbst, wenn es ein Weib gilt, ein Weib," fügte sie, neckisch mit dem Finger drohend, hinzu, „das Dich vielleicht zu beherrschen gelernt haben würde, wie sie Potocky beherrscht."

Sie waren zu dem Palais zurückgekehrt.

Lanskoy stand vor der Thür und salutirte, als die Kaiserin sich näherte.

„Rimsky Korzakow ist entlassen," sagte Potemkin, „und Eure Majestät sind ohne Adjutanten."

„Du hast recht," erwiderte Katharina mit aufleuchtendem Blick. Schnell trat sie zu Lanskoy heran. „Ich habe versprochen, mich Deiner zu erinnern, Stefan Iwanowitsch," sagte sie, wohlgefällig zu der hohen Gestalt des militärisch vor ihr aufgerichteten Gardisten aufblickend, „der Fürst rühmt Deinen Eifer und Deine Treue."

„Jeder Tropfen meines Blutes gehört meiner erhabenen Kaiserin!" rief Lanskoy mit dem Ausdruck wahrhafter Begeisterung.

„Nun denn," sagte Katharina, „ich glaube es Dir und will Dir Gelegenheit geben, Deine Treue zu beweisen — Du sollst mein Adjutant sein!"

„Eurer Majestät Adjutant — ich?" rief Lanskoy. „Ist das ein Traum?"

„Es ist die Wahrheit, Stefan Iwanowitsch," sagte Katharina lächelnd; „geh mit dem Fürsten, er wird Dich in den Dienst einsetzen und Dir Deine Wohnung anweisen."

Ein Page trat eilig aus dem Kabinet und meldete den Grafen von Falkenstein.

Katharina neigte mit lächelndem Gruß das Haupt gegen den wie betäubt und zitternd dastehenden Lanskoy und sagte:

„Führe ihn fort, Gregor Alexiewitsch, und sorge, daß er heute abend, wenn der Hof sich versammelt, seinen Dienst antrete; Dich erwarte ich bald, wir werden heute mit dem Grafen Falkenstein allein diniren."

Potemkin ging mit Lanskoy durch einen Seiteneingang nach dem inneren Hof des Palastes, während Katharina in ihr Kabinet trat, wo ihr bereits der Kaiser Josef in grauem Rock ohne Band und Stern entgegenkam. Sie begrüßte ihn artig und herzlich, ihre Stirn strahlte in so reiner Heiterkeit, als ob sie von einem Spaziergang zurückkehre und sich nur der frühlingsfrischen Natur erfreut habe.

Wieder flammten am Abend die Kerzen in den glänzenden Sälen des Jantschinschen Palais, der Hof versammelte sich, strahlend von Diamanten und Ordenssternen, lächelnd begrüßte man sich, lächelnd plauderte man miteinander, es gehört ja das ruhige, heitere Lächeln mit zur Etikette, was auch immer unter diesem Lächeln sich verbergen möge an Neugier und Schadenfreude, an Neid und Mißgunst, an Haß und Drohung. Das Lächeln ist wie das goldgestickte Galakleid, wie das Ordensband und der Stern, es gehört zum vorgeschriebenen Kostüm, zur Toilette des Gesichts, und derjenige ist Meister auf des Hofes glattem Boden, der am natürlichsten das harmlose, kindlich heitere Lächeln auf seinen Lippen festzuhalten vermag.

Und heute verbarg sich unter diesem Galalächeln, mit dem man sich begrüßte, mit dem die in wechselnder Bewegung sich bildenden und wieder lösenden Gruppen unter einander plauderten, viel Neugier und Schadenfreude, daneben auch viel unruhige Angst und Besorgnis. Wundersame Gerüchte durchschwirrten die Luft, außerordentliche Dinge waren geschehen, und niemand vermochte eine Erklärung dafür zu finden.

Die Gräfin Bruce, die erste Palastdame, die Schwester des großen, unüberwindlichen Romanzow, die unzertrennliche langjährige Freundin der Kaiserin war plötzlich abgereist und man hatte gesehen, daß sie bleich war und ihr Taschentuch an die Augen drückte, als sie aus dem Hofe des Palais hinausfuhr. Fast zu gleicher Zeit war auch

Rimsky Korzakow auf dem Wege nach Petersburg davongefahren und bei ihm hatte man noch sichtbarer und deutlicher die Zeichen tiefer Erschütterung bemerkt, als er das Palais verließ.

Man war nun zwar gewohnt, daß die Günstlinge der Kaiserin, welche die Stellung ihres persönlichen Adjutanten bekleideten, oft in plötzlichem Wechsel verschwanden, und Korsakoffs Abreise allein würde daher kein Ereignis von außerordentlicher Bedeutung gewesen sein.

Allein die augenscheinliche Ungnade der Gräfin Bruce, deren Stellung man allgemein für unantastbar und unerschütterlich gehalten hatte, das bedeutete mehr, und daß diese Ungnade mit der Entsetzung Korzakows zusammentraf, daß die Kaiserin, welche stets so eifrig alles Aufsehen vermied, einen solchen Wechsel in ihrer allernächsten Umgebung vorgenommen hatte während der Anwesenheit des Kaisers Josef hier in Mohilew, wo der ganze polnische Adel sie umgab, wo die Blicke aller Kabinette Europas auf sie gerichtet waren, das mußte die Folge von ernsten, hochbedeutungsvollen Vorgängen sein, das reizte die Neugier um so mehr zu krankhafter Spannung, als nichts äußerlich Bemerkbares vorgegangen war, was die Veranlassung zu einer so merkwürdigen und tief einschneidenden Wendung hätte geben können. Je tiefer und undurchdringlicher aber das Geheimnis war, das diese ganze Sache umgab, um so höhere Wichtigkeit gewann dieselbe in den Augen des ganzen Hofes. Dazu kam

noch, daß man hie und da von Bewegungen in der Nacht gehört hatte, Ordonnanzen und Abteilungen von Kosaken sollten in scharfem Trabe durch die Straßen geritten sein, und die Gerüchte sprachen bereits von zahlreichen Verhaftungen, ohne daß man sagen konnte, wer verhaftet sei, doch je unbestimmter ein Gerücht ist, um so schneller verbreitet es sich und um so leichter findet es Glauben.

Es war also natürlich, daß die ganze Gesellschaft in zitternder Aufregung sich befand, alle Gespräche wurden nur mit halbem Ohr und halbem Munde geführt, man wagte nicht zu fragen und hoffte doch aus irgend einem Wort, einer entschlüpften Bemerkung einen Lichtstrahl zu empfangen, aber alles war vergebens. Wie listig man es auch anfangen mochte, die Damen der Kaiserin zum Sprechen zu bringen, sie glitten an jeder Bemerkung welche die große Frage streifte, vorbei und wußten entweder nichts oder durften nichts wissen. Man mußte sich also in der schweren Tugend der Geduld üben und erwartete mit Sehnsucht das Erscheinen der Herrschaften; während dieses Wartens aber bemühte sich jeder, das möglichst gleichgiltige Gesicht zu machen. Die Ungnade der so plötzlich vom Hofe Verschwundenen war noch nicht bestimmt proklamirt, deshalb durfte man die Schadenfreude nicht zeigen, welche ein großer Teil der Gesellschaft empfand. Doch aber war diese Ungnade so wahrscheinlich, daß auch diejenigen, welche zu den Freunden und Schützlingen der Gräfin Bruce oder des Adjutanten gehört

hatten, es nicht wagen durften, irgend ein Bedauern in ihren Mienen blicken zu lassen.

Nur wenige Personen kümmerten sich um das alles nicht, was die übrigen so sehr in Bewegung setzte.

Das war zuerst der Vizekronfeldherr Sosnowsky, der finster und bleich vor sich hin blickte und fast unartig alle bedauernden Erkundigungen nach dem Befinden seiner Tochter zurückwies. Man wußte, daß Louise gestern erkrankt den Ball der Kaiserin verlassen hatte, man wußte auch, daß sie am Morgen bei der Kaiserin gewesen und von dieser zu besserer Pflege dann in das Palais des Erzbischofs gesendet war; von den Vorgängen der Nacht war bei der strengen Verschwiegenheit, mit welcher der kaiserliche Dienst gehandhabt wurde, nichts bekannt geworden, und so fand man es denn ganz natürlich, daß Sosnowsky die Erkrankung seiner Tochter um so bitterer in dem Augenblick empfand, in dem ihre Verbindung mit Bobrinsky alle seine Wünsche erfüllen sollte, und angesichts der so viel wichtigeren Ereignisse am Hofe hatte diese Privatangelegenheit des Vizekronfeldherrn wenig Interesse, obwohl man um so eifriger davon sprach, je weniger man von dem sprechen konnte, was eigentlich alle beschäftigte, und es fehlte besonders unter den Polen nicht an höhnischen Bemerkungen über das Hindernis, das dem unpatriotischen Ehrgeiz Sosnowskys entgegengetreten war.

Gar nichts von allem, was die Gesellschaft bewegte, schien Felix Potocky zu wissen, er war fröhlich, übermütig

wie immer, scherzte mit allen, war voll Liebenswürdigkeit gegen die russischen Großen und kondolirte Sosnowsky so laut und eifrig über die Unpäßlichkeit seiner Tochter, welche die Erfüllung so schöner Hoffnungen hinausschiebe, daß Sosnowsky mit einem tückisch drohenden Blick und einem kurzen, fast unhöflichen Wort sich abwendete.

Völlig unbefangen war auch die Gräfin Helena. Sie strahlte von Schönheit und ihre Blicke flammten noch heller als der funkelnde Glanz ihrer Diamanten, für jeden hatte sie ein anmutig freundliches Wort, auch sie trat zu Sosnowsky heran, er aber flüsterte ihr grimmig zu:

„Sie haben mich verraten, Gräfin. Wozu haben Sie die Flucht verhindert, wenn Sie dann den Schutz der Kaiserin für die Ungehorsame anrufen wollten? Es scheint, daß es Ihnen nur Freude macht, anderen Böses zu thun."

„Das ist die Art der Dämonen!" lachte die Gräfin höhnisch. „Hüten Sie sich, Graf Sosnowsky, mit den Dämonen anzubinden; wer ihre Dienste annimmt, der ist ihrer Macht verfallen!"

Ihr Auge fiel auf Ignaz Potocky, der eben eingetreten war. Sein Gesicht war bleich und ernst. Auch er sah sie an, eine wunderbar tiefe und zugleich schmerzliche Innigkeit lag in seinem Blick, der sinnend auf ihr ruhte und unter dem sie zusammenschauerte.

Ignaz schien ihr entgegenkommen zu wollen; er machte einige Schritte zu ihr hin, dann aber hielt er plötzlich an

und, wie unwillkürlich den Kopf schüttelnd, blieb er stehen, mit gleichgiltigem Wort sich an einen in seiner Nähe stehenden Herrn wendend.

Der Gräfin Wangen färbten sich einen Augenblick dunkler, ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen, schnell dann rauschte sie durch den Saal und blieb vor Ignaz stehen, sie reichte ihm ihre Hand, aber berührte die seine nur flüchtig mit den Spitzen ihrer Finger.

„Guten Abend, Graf Ignazy," sagte sie vertraulich, aber doch mit fast herbem, rauhem Ton, während er befangen ihren Gruß erwiderte und wie scheu die Augen vor ihren brennenden Blicken niederschlug, „ich hoffe, Sie zürnen mir nicht mehr, daß ich die Flucht Ihres armen Freundes Koscziusko verraten, ein Zufall brachte mir die Entdeckung; ich fürchtete, daß die kleine Louise Sosnowska in kindischem Leichtsinn einen thörichten Streich beginge, und wollte einen alten edlen Namen vor Schande bewahren. Ich habe mein Unrecht gut gemacht und den Schutz der Kaiserin für die arme Louise angerufen; ihre Freiheit ist gesichert und vielleicht wird sie dennoch glücklich werden."

„Ich weiß es, Gräfin Helena," sagte Ignaz, indem er ihre Hand drückte, die sie schnell zurückzog.

„Sie wissen es?" fragte sie.

„Die Kaiserin sprach mit mir; und, bei Gott, Helena, ich zürne der Freundin nicht, die aus Irrtum fehlte."

„Aus Irrtum?" rief sie, indem Flammenglut in ihrem

Gesicht aufloderte. „Doch ja,“ sagte sie dann, den Fächer vor ihrem Haupt bewegend, „ich wußte ja nicht, daß edle Liebe Louisens Herz bewegte und daß Kosciusko ihrer Liebe würdig sei. Das war freilich ein Irrtum, ein verhängnisvoller Irrtum!“

Sie hatte lebhaft und hastig gesprochen. Sein Auge ruhte mit innigem, wehmütig schmerzlichem Ausdruck auf ihrem schönen Gesicht.

Ein Wort schien auf seinen Lippen zu schweben.

Da ertönten die drei Schläge vom Stabe des Grafen Stroganow.

Eine atemlose Stille trat ein.

Alle Blicke richteten sich nach dem Eingang zu den Gemächern der Kaiserin.

Zwei Pagen öffneten die Flügel der Thür und blieben zu beiden Seiten derselben stehen.

Unmittelbar darauf trat Katharina in den Saal. Sie trug ein unendlich einfaches französisches Kostüm, die byzantinische Krone, in Edelsteinen funkelnd, als einzigen Schmuck auf dem Haupt. Ihr Gesicht strahlte in ruhiger Heiterkeit.

Mit leichter Neigung des Kopfes grüßte sie die Gesellschaft, welche sich wie ein wogendes Aehrenfeld tief verbeugte.

Aber schneller als sonst richteten sich heute die Köpfe wieder auf, und nicht die Kaiserin selbst war der Gegenstand der Neugier, den alle Blicke suchten.

Hinter ihr war die Fürstin Galitzin eingetreten, die erste Ehrendame im Range nach der Gräfin Bruce, und zur Seite der Fürstin sah man einen hochgewachsenen jungen Mann in der Uniform der Adjutanten, mit der reichen Stickerei und den goldenen Achselschnüren, der in edler Haltung, aber etwas scheu und befangen auf der Schwelle stand. Niemand kannte ihn, aber der Zweifel war gelöst, die Ungnade war ausgesprochen, denn die Gräfin Bruce und Rimsky Korzakow waren ersetzt — sie waren abgereist, um nicht mehr zurückzukehren.

Ein einziger Atemzug schien durch die schimmernde Versammlung zu gehen, jeder fühlte sich erleichtert, eine vollendete Thatsache lag vor, jeder wußte, wie er sich zu verhalten hatte.

„Es ist Lanskoy — Lanskoy von der Rittergarde,“ hörte man leise in einer Gruppe sagen, und schnell wie der Blitz flog in flüsterndem Hauch der Name des neuen Adjutanten durch die Säle, den niemand vorher genannt hatte und der nun von jedem mit einem Ausdruck wiederholt wurde, als ob der junge, bisher niemals beachtete Kavalier der Gegenstand der Achtung und Freundschaft eines jeden gewesen sei.

Während die Kaiserin noch in der Nähe des Eingangs stand und ihren stolzen Blick über die Versammlung hingleiten ließ, öffnete sich eine zweite Thür und Josef trat, von seinen Adjutanten gefolgt, ein. Er trug wie am Abend vorher einen einfachen dunklen Anzug, nur durch den

St. Andreasorden und das goldene Vlies ausgezeichnet, und eilte zur Kaiserin hin, die ihm sogleich entgegenging.

Mit ritterlicher Galanterie küßte er ihr die Hand und sprach einige verbindliche Worte.

Die Kaiserin sagte mit lauter Stimme, weithin durch die tiefe Stille vernehmbar:

„Erlauben mir Eure Majestät, Ihnen meinen neuen Adjutanten, den Herrn von Lanskoy von meiner Kavaliergarde, vorzustellen. Rimsky Korzakow ist heute abgereist, um sich für den Dienst in der Armee vorzubereiten und einige Unarten abzulegen, die man seiner Jugend zu gute halten mußte.“

Josef lächelte mit dem Ausdruck der Befriedigung. Es mochte scheinen, als ob die Entlassung des bisherigen Adjutanten die Folge von der selbstgewissen Sicherheit sei, welche jener dem kaiserlichen Gast seiner Herrin gegenüber in unziemlicher Weise gezeigt hatte.

Er grüßte Lanskoy verbindlich und dieser beantwortete kurz und ehrerbietig die Fragen des Kaisers in streng militärischer Haltung.

Potemkin war fast unbemerkt hinter der Kaiserin eingetreten, Josef eilte sogleich zu ihm hin, reichte ihm die Hand und setzte einen Augenblick die Unterhaltung mit ihm fort, während er der Kaiserin den Arm gab, um sie zu ihrem Sessel zu führen, wodurch er den Fürsten auf die natürlichste Weise veranlaßte, in einer Reihe mit den Majestäten durch die Gesellschaft zu schreiten.

Auch Bobrinsky war durch eine Seitenthür eingetreten, er war still und gedrückt, Louisens Abwesenheit schien ihn zu schmerzen, und als er sich Sosnowsky nähern wollte, wendete sich dieser kurz um und nahm seinen Platz der Kaiserin so nahe, daß es unmöglich war, ihn anzureden.

Die Bewegung beim Eintritt der Majestäten hatte auch die Gräfin Branicka und Ignaz Potocky getrennt; die Gräfin wurde bald von der Kaiserin herangerufen, Ignaz blieb einsam an der Seite des Saales stehen, versunken in seine Gedanken und zuweilen mit schmerzlich sinnenden Blicken zu der Gräfin hinüberschauend, die wieder, strahlend von Schönheit und Anmut, sprühend von Geist und Witz, alles mit sich fortriß und eine Zeit lang fast allein die Unterhaltung mit den kaiserlichen Herrschaften führte.

Noch hatte der Tanz in dem Ballsaal nicht begonnen, bereits aber intonirte die Musik das erste Menuet, da machte sich an der äußeren Eingangsthüre der Festräume eine außergewöhnliche Bewegung bemerkbar.

Lakaien suchten den Grafen Stroganow, dieser ging hinaus und kehrte bald eiligen Schrittes zur Kaiserin zurück, welche durch seine Meldung freudig überrascht schien und, sich zum Kaiser Josef hinüberbeugend, ihrem Gaste einige Worte sagte, die dieser ebenfalls mit allen Zeichen lebhafter Freude aufnahm.

Die allgemeine Neugier war durch diesen Vorgang von neuem auf das äußerste gespannt; es schien, daß der schon so ereignisreiche Tag noch mehr Wichtiges bringen

solle, und alle Blicke folgten dem Grafen Stroganow, der schnell nach dem Eingang zurückkehrte.

Unmittelbar darauf führte er mit einer gewissen Feierlichkeit einen ganz jugendlichen, schlanken Offizier in der einfachen und doch so kleidsamen blauen Uniform der preußischen Dragoner durch die Gruppen der Gesellschaft zur Kaiserin.

Der junge preußische Offizier schritt mit stolzer, fast kecker Sicherheit neben dem Oberkammerherrn her. Er blieb vor der Kaiserin stehen, verneigte sich ehrfurchtsvoll und sprach dann, sich militärisch aufrichtend, in deutscher Sprache:

„Lieutenant Baron von Pirch vom königlich preußischen Dragonerregiment von Möllendorf hat die Ehre, sich bei Eurer Majestät auf Befehl des Königs zu melden."

Katharina betrachtete mit wohlgefälligen Blicken den jungen Offizier und erwiderte ebenfalls in der ihr völlig geläufigen deutschen Sprache: „Ich freue mich, einen Boten meines erhabenen Freundes, des Königs von Preußen, begrüßen zu können, und Seine Majestät der Kaiser, mein erlauchter Gast, ist, wie ich gewiß bin, von gleichen Gefühlen erfüllt," fügte sie, zu Josef sich wendend, hinzu, vor dem Herr von Pirch sich tief verneigte.

„Alle Welt kennt meine Verehrung und Bewunderung für den König," sagte Josef, den preußischen Offizier verbindlich grüßend, „und ich bin glücklich, einen Vertreter seiner Armee in Ihnen, mein Herr, vor mir zu sehen."

„Da Eure Majestät," fuhr jetzt Herr von Pirch im reinsten Französisch fort, „die Begleitung der Gesandten der europäischen Mächte bei dieser Reise nicht befohlen haben, so hat mein allergnädigster Herr in dem Wunsch, seine erhabenen Freunde persönlich zu begrüßen, mir die hohe Ehre erwiesen, mich hieher zu senden, um Eurer Majestät diesen Brief zu überreichen." Er zog einen Brief mit großem Siegel aus seiner Uniform und überreichte denselben der Kaiserin. „Und zugleich habe ich," fuhr Herr von Pirch fort, „um die Erlaubnis zu bitten, dies zweite Schreiben meines allergnädigsten Herrn dem Herrn Grafen von Falkenstein überreichen zu dürfen."

Der Kaiser nahm den Brief, den Herr von Pirch ihm mit tiefer Verbeugung darreichte, und sagte lächelnd zur Kaiserin: „Man muß gestehen, der König Friedrich versteht es, seine Aufmerksamkeiten in die liebenswürdigste Form zu kleiden."

„Ganz gewiß," erwiderte die Kaiserin, „und ich bitte Eure Majestät, daß wir sogleich die Briefe des Königs lesen."

Die beiden Majestäten öffneten die Siegel ihrer Briefe und durchlasen den Inhalt.

Die Kaiserin nickte mehrmals lächelnd mit dem Kopf, dann sagte sie:

„Da der Gruß Seiner Majestät des Königs Friedrich uns beiden gilt, so glaube ich, daß seine so liebenswürdigen Briefe auch wohl uns beiden gelten."

Sie reichte das Blatt, das sie soeben gelesen, dem Kaiser Josef, dieser nahm dasselbe mit verbindlich dankender Verneigung und reichte ihr dagegen das seine mit den Worten: „Der König von Preußen wird überzeugt sein, daß Eure Majestät und ich keine Geheimnisse vor einander haben.“

Beide lasen ihre gegenseitigen Briefe mit ebensoviel Zeichen der Zufriedenheit als vorher ihre eigenen. Potemkin stand daneben und konnte ein feines spöttisches Lächeln nicht ganz von seinen Lippen verbannen.

Der ganze Hof hatte während dieser Scene in ehrfurchtsvollem Schweigen die Majestäten umringt, alle Blicke hingen an ihren Mienen.

Nur die Gräfin Helena achtete kaum auf die Kaiserin und den Kaiser, ihre ganze Aufmerksamkeit wendete sich einem Vorgang zu, der allen übrigen, die sich ausschließlich mit den beiden Mittelpunkten der Gesellschaft beschäftigten, unbemerkt geblieben war.

Als der preußische Offizier vor die Kaiserin geführt wurde, bemerkte die Gräfin, daß Ignaz Potocky, plötzlich erbleichend, mit allen Zeichen eines jähen Schreckens aus der Reihe, in welcher er stand, hervortrat und den Herantretenden wie ein Gespenst anstarrte.

Als dann der Offizier seine Meldung machte und seinen Namen nannte, zuckte Graf Ignaz zusammen und neigte wie unter der Wucht eines schweren Schlages das Haupt. Er trat zurück, als ob er sich hinter den anderen verbergen

wolle, aber er wendete keinen Blick von dem frischen, kecken Gesicht des preußischen Kavaliers, das ihm entsetzlicher zu sein schien als das schlangenhaarige Haupt der Meduse.

Die Gräfin beobachtete dies alles hinter ihrem Fächer, den sie mit zitternder Hand auf- und zuschlug; es war kein Zweifel möglich, der Graf Ignaz mußte diesen preußischen Offizier kennen, derselbe mußte mit irgend einem Geheimnis seines Lebens in Zusammenhang stehen, so daß dessen Gegenwart hier ihm Furcht und Schrecken einflößte. Es bot sich ihr hier vielleicht ein Faden, der zur Lösung des Rätsels führte, das sie so ganz beschäftigte, und sie beschloß, denselben zu verfolgen.

Immer hinter dem Fächerspiel ihr Gesicht verbergend, beobachtete sie jede Miene, jede Bewegung des Grafen.

Die Kaiserin und der Kaiser hatten die Briefe gelesen und gaben sie einander wieder zurück.

„Man weiß in der That nicht," sagte Josef, „ob man die Feder oder den Degen des Königs Friedrich mehr bewundern soll."

„Gewiß die Feder," erwiderte Katharina schnell; „vor der Feder eines Fürsten kann ich mich beugen, vor seinem Degen niemals!"

Josef preßte flüchtig errötend die Lippen aufeinander, während Potemkin der Kaiserin freudig Beifall nickte.

„Nun, mein Herr," sagte Katharina zu Herrn von Pirch, der während dieser Zeit unbeweglich in militärischer

Haltung dagestanden hatte, „Ihr Dienst ist für heute beendet, da Sie den Auftrag Ihres königlichen Herrn erfüllt haben. Ich danke Ihnen nochmals für die erfreuliche Botschaft, die Sie mir überbracht haben. Jetzt sind Sie nur noch mein Gast; ich hoffe, daß Ihnen die Zeit an meinem Hofe nicht lang werden möge."

Sie neigte entlassend das Haupt.

Der junge Offizier verneigte sich tief und zog sich, rückwärts schreitend, zurück.

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In obigem Verlage erscheint:

Aus fremden Zungen.

Eine Halbmonatsschrift

herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Jährlich 24 Hefte von je 6 Bogen. Preis 50 Pfennig pro Heft.
Vierteljährlich (für 6 Hefte) Preis 3 Mark.

Die Erfahrung, daß sich in den geistig regsameren Kreisen des deutschen Publikums, namentlich auch beim gebildeten Manne, eine kräftige Neigung für die moderne ausländische Literatur geltend macht, die besonders darin ihre Erklärung findet, daß gerade die fremden Literaturen eine Fülle durchaus moderner, unsere Zeit berührender und bewegender Ideen zum Ausdruck bringen, hat uns zur Herausgabe dieser Zeitschrift Veranlassung gegeben.

Selbst aus der Flut der Erscheinungen des ausländischen Büchermarktes die wichtigsten herauszuheben und diese in der Sprache des Originals zu lesen, ist den wenigsten vergönnt. Unsere Zeitschrift will daher, ohne durch ihre Wahl Kritik zu üben, in guten Uebersetzungen die Kenntnis solcher schöngeistiger und verwandter literarischer Erscheinungen des Auslandes vermitteln, die in irgend einer Weise hervorragend oder bemerkenswert erscheinen, und die geeignet sind, ein besonderes Zeitinteresse zu erwecken.

Der laufende Jahrgang wird neben zahlreichen kleineren Novellen ꝛc. folgende größere Romane besonders namhafter Autoren bringen:

„Der amerikanische Prätendent.“ Von Mark Twain. — „Der Zusammenbruch.“ Von Emile Zola. — „Erloschenes Licht“. Von R. Kipling. — „Rosa und Ninette.“ Von Alphonse Daudet. — „Nimrod und Compagnie“. Von George Ohnet. — „Schicksal.“ Von L. Couperus.

Ferner den neuesten Roman von F. de Roberto, „Hermann Raeli“ und das neueste Werk von Leo Tolstoj „über brennende Zeitfragen“, sodann Werke von P. Bourget, T. Combe, Bret Harte, Neera, Strindberg, Pontoppidan, Michaelow, Polonsky, Prus, Juan Valera, Amalie Skram, M. Rodziewicz, Bikelas, Psichari u. A.

Bestellungen nehmen alle Sortiments- u. Kolportagebuchhandlungen, Postämter, Journal-Expeditionen ꝛc. des In- und Auslandes, sowie jeder Bücheragent entgegen.

Das **erste Heft** mit ausführlichem Prospekt ist von jeder Buchhandlung zur Einsicht zu erhalten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der Zeuge.

Roman

von

Marie Bernhard.

Zwei Bände.

Preis geheftet *M.* 6. —; fein gebunden *M.* 7. —

Alfred Rethel hat in einer seiner ergreifendsten Zeichnungen die rächende Nemesis zur Darstellung gebracht, die dem Uebelthäter auf den Fersen ist, ihn erbarmungslos hetzend wie ein Wild, das in wilder Verzweiflung vor der verfolgenden Meute fortspringt und ihr doch nicht zu entgehen vermag. An diese Nemesis werden wir beim Lesen dieses ergreifend geschriebenen Romans erinnert. Wir empfinden um so tiefer mit dem gepeinigten Helden, je weniger wir ihn schonungslos verdammen können. War es doch ein Augenblick höchster jugendlicher Erregung, überschäumender, ihn nahezu besinnungslos machender Leidenschaft, in welchem er jene dunkle That verübt hat, die ihn nun verfolgt, zunächst ihn in seinem Innern unablässig quälend, dann aber auch wieder plötzlich von außen her ihm wie ein Schreckgespenst gegenübertretend in der Gestalt eines ungeahnten Zeugen, — eines Zeugen, der über den Personalzusammenhang anfänglich gleich ahnungslos — im Begriffe steht, zu dem heimlich Gefolterten in allernächste Familienbeziehungen zu treten. Aus diesen Motiven, die an sich vielleicht den Eindruck oberflächlicher Sensationshascherei machen könnten, hat Marie Bernhard durch Vertiefung der Charaktere und feinsinnige Ausmalung des Gemütslebens einen Roman von höherer Bedeutung gestaltet, der den künstlerischen Anforderungen nicht minder gerecht wird als dem Bedürfnis nach spannender Unterhaltung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Josef Schlicken
Buchbind
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Samarow, Gregor,

Unter dem weißen Adler Roman von Gregor Samarow

Bd.: 2

1892

P.o.germ. 914 uk-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11671428-6